

Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF) e.V. (Ed.)

Working Paper

Grenzgänge: Quo vadis sozialwissenschaftliche Japanforschung? Methoden und Zukunftsfragen

Duisburg Working Papers on East Asian Studies, No. 20/1999

Provided in Cooperation with:

University of Duisburg-Essen, Institute of East Asian Studies IN-EAST

Suggested Citation: Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF) e.V. (Ed.) (1999) : Grenzgänge: Quo vadis sozialwissenschaftliche Japanforschung? Methoden und Zukunftsfragen, Duisburg Working Papers on East Asian Studies, No. 20/1999, Gerhard-Mercator-Universität Duisburg, Institut für Ostasienwissenschaften, Duisburg

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/40978>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

**DUISBURGER ARBEITSPAPIERE OSTASIENWISSENSCHAFTEN
DUISBURG WORKING PAPERS ON EAST ASIAN STUDIES**

No. 20/1999

Grenzgänge:

**Quo vadis sozialwissenschaftliche Japanforschung?
Methoden- und Zukunftsfragen**

herausgegeben von der

Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF) e.V.

**Institut für Ostasienwissenschaften (Institute for East Asian Studies)
Gerhard-Mercator-Universität GH Duisburg
D-47048 Duisburg, Germany
Tel.: +49-203-379-4191
Fax: +49-203-379-4157
e-mail: oawiss@uni-duisburg.de**

**in Zusammenarbeit mit
Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF) e.V.**

©by the authors

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	i
<i>Anne Sey</i>	
Gruppenarbeit in Japan: Empirische und theoretische Fiktionen	1
<i>Günther Distelrath</i>	
Japanforschung und Wissenschaftstheorie.....	11
<i>Evelyn Schulz</i>	
Stadt in Japan - eine interdisziplinäre Herausforderung	25
<i>Uta Hohn</i>	
Stadt in Japan - eine interdisziplinäre Herausforderung für die gegenwartsbezogene, international vergleichende Stadtforschung	37
Autorinnen und Autor	46

Vorwort

Im Jahre 1998 feierte die Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung e.V. (VSJF) ihr zehnjähriges Bestehen. Die Vereinigung nahm die Jubiläumstagung, die vom 26.-28. November 1998 im Japanisch-Deutschen Zentrum in Berlin stattfand, zum Anlaß, um Bilanz zu ziehen und um Perspektiven für die sozialwissenschaftliche Japanforschung zu erörtern. Unter dem Motto „Grenzgänge: Quo vadis sozialwissenschaftliche Japanforschung? Methoden- und Zukunftsfragen“ war ein Programmteil Vorträgen und Diskussionen über zukunftsweisende Konzepte und Fragestellungen gewidmet. Mit dieser Publikation stellt die Vereinigung die Beiträge zu diesem Programmteil der Öffentlichkeit vor.

Der Name der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung bezeichnet zugleich ihr Programm: Die Mitglieder der Vereinigung weisen einen vielfältigen Hintergrund auf; sie bewegen sich immer wieder auf der Grenzlinie zwischen verschiedenen akademischen Disziplinen. Dementsprechend versteht sich die Vereinigung als Forum für die ständige Auseinandersetzung mit der Frage, wie Fachbezüge und Regionalbezüge in der Forschung zu Japan sinnvoll zusammengeführt werden können. Aus diesem Selbstverständnis heraus ist auch das Konzept für den hier dokumentierten Programmteil entwickelt worden. Zu Wort kommen hier junge Forschende, die sich in den Grenzgängen zwischen den Disziplinen besonders profiliert haben. Sie nehmen vor dem Hintergrund ihrer eigenen Arbeit Stellung zu der Frage: Welche theoretischen und methodischen Ansätze und welches Verständnis von Japan als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung erscheinen heute angemessen?

Anne Sey legt in ihrem Beitrag „Gruppenarbeit in Japan: Empirische und theoretische Fiktionen“ anschaulich dar, wie eng sorgfältige empirische Forschung und theoretische Konzeptionen miteinander verquickt und aufeinander angewiesen sind. Sie rekonstruiert die geradezu schwindelerregende Logik in vielen Arbeiten zu diesem Bereich industriesoziologischer Forschung. Auf schwachen empirischen Fundamenten werden weitreichende Argumentationen entworfen, die mit der Realität in japanischen Unternehmen nur noch wenig gemein haben. Und sie beschreibt, wie diese Zustände durch eine sinnvolle Verknüpfung von japanologischem Wissen und Sichtweisen mit sozialwissenschaftlichen Methoden und Theorien entwirrt und überwunden werden können.

Günther Distelrath stellt in seinem Beitrag „Wissenschaftstheorie und Japanforschung“ Strategien vor, mit denen sich die sozialwissenschaftliche Japanforschung dagegen wappnen kann, schon in ihren Fragestellungen ein verzerrtes Bild ihres Gegenstandes zugrunde zu legen. Am Beispiel des Problems des „Individualismus“ zeigt er auf, wie mit Hilfe von ausgewählten Ansätzen aus der neueren Wissenschaftstheorie solche Verzerrungen und Verstellungen möglichst vermieden werden können. Damit entstehen zugleich Chancen für neue theoretische

Einblicke, welche die sozialwissenschaftliche Japanforschung aus der Rolle eines „anwendungsorientierten“ Sprößlings der sozialwissenschaftlichen „Mutterdisziplinen“ herausheben und die Ergebnisse stärker auf den Fortschritt in der allgemeinen Theorieentwicklung der Fachdisziplinen hin orientieren können.

Evelyn Schulz zeichnet in ihrem Beitrag „Stadt in Japan - eine interdisziplinäre Herausforderung“ den Aufschwung nach, den das Thema „Stadt“ seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und besonders in den letzten Jahrzehnten weltweit in der kulturwissenschaftlichen Forschung genommen hat. Sie skizziert dabei zugleich, wie bei diesem Thema unterschiedliche fachliche Perspektiven zusammenfließen. Trotz des deutlich gewachsenen allgemeinen Forschungsinteresses sind Städte in Ostasien (real wie als Diskurs) bislang nur vereinzelt beschrieben und analysiert worden. Wie das geändert werden könnte, beschreibt sie anhand von fünf konkreten Themenschwerpunkten.

Wie vielfältig sich das Thema „Stadt“ erschließen läßt, wird erst recht deutlich durch den Beitrag von Uta Hohn unter dem Titel „Stadt in Japan - eine interdisziplinäre Herausforderung für die gegenwartsbezogene, international vergleichende Stadtforschung“. Sie betont aus der Perspektive der Stadtgeographie und Stadtplanung sowie auf der Basis eigener Forschungserfahrungen die Notwendigkeit einer interdisziplinären Kooperation auf diesem Gebiet, benennt konkrete Voraussetzungen für eine erfolgversprechende Zusammenarbeit und weist auf die Synergieeffekte hin, die sich bei einer intelligenten Arbeitsteilung zwischen den Disziplinen im Rahmen gemeinsamer Projekte erzielen lassen. Aus ihrem geographischen Blickwinkel ergeben sich dabei durchaus auch Berührungspunkte zu den Kulturwissenschaften. Dies gilt vor allem, wenn letztgenannte sich gegenwartsbezogenen Fragestellungen widmen. Wünschenswert wäre für Uta Hohn somit mehr Interdisziplinarität in einer komparativ orientierten Stadtforschung, die sich durch eine enge Verknüpfung von Theorie-, Gegenwarts- und Anwendungsbezug auszeichnet.

Im Namen der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung danke ich herzlich den Autorinnen und dem Autor wie auch dem Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Duisburg, das sich bereiterklärt hat, seine Publikationsreihe für diese Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen, für ihre Mitwirkung an diesem Projekt und wünsche eine anregende Lektüre!

Anja Osiander

Anne Sey

Gruppenarbeit in Japan: Empirische und theoretische Fiktionen

Einleitung

Kurz zu meiner Person: Ich heiße Anne Sey. Bei meinem Studium der Japanologie habe ich mich auf die Schwerpunkte Wirtschaft und Industriesoziologie spezialisiert. Seit etwa dreieinhalb Jahren schreibe ich meine Dissertation über Gruppenarbeit in der japanischen Automobilindustrie an der Universität Nijmegen in den Niederlanden.

Ich möchte mich zuerst vor allem bei Frau Angelika Ernst ganz herzlich für die Einladung zu dieser Jahrestagung bedanken. Vielleicht weit sie gar nicht, was sie mit ihrem Schreiben in mir angerichtet hat. Nämlich so etwas wie eine Identitätskrise. Nun ja, es fehlte nicht mehr viel dazu. Ich bin nämlich von ihr als Sozialwissenschaftlerin mit japanologischer Herkunft identifiziert worden! Und ich mußt zugeben, dat ich bis zu dieser Konferenz kein so deutliches, explizites Selbstbild hatte, als Vertreterin welcher Disziplin ich in der Wissenschaftswelt gelabelt werde und wo ich mich selbst einordnen möchte.

Eine „Grenzgängerin“ bin ich, wurde mir gesagt, und darum stehe ich heute hier. Wie sieht dann solch ein Forschungsansatz von jemandem aus, der *Grenzgängen* verdächtigt wird? Sind Grenzgänge gefährlich? Grenze assoziiert Abgrenzung, Unterscheidung, anders sein Wollen und von anderen als anders reflektiert Werden. Es mußt dann also innerhalb der Japanforschung Grenzen bzw. Grenzbereiche geben. Aber was liegt dann jeweils hinter diesen? Im folgenden möchte ich der Frage nachgehen, wie mein eigener konkreter Forschungsansatz aussieht und wie er sich in die sozialwissenschaftliche Japanforschung einordnen lt.

Empirische und theoretische Fiktionen

Zwei Episoden möchte ich voranstellen. Meine ehemalige Professorin für japanische Kultur und Philosophie reagierte auf mein Dissertationsthema sinngemt so: "Was, Gruppenarbeit in Japan? Doch nicht etwa das Märchen über die japanischen 'Gruppenmenschen'?!". Und ein ehemaliger Gutachter meiner Magisterarbeit: "Was wollen Sie denn da noch machen?". Zwei Episoden, die nicht deutlicher sein könnten als Bild von zwei wichtigen Aspekten der Diskussion über Gruppenarbeit in Japan. Es geht um das "Warum" meiner Themenwahl. Und dann das "Wie" bzw. die Anforderungen an einen zu erarbeitenden eigenen Ansatz. Zwei wichtige, grundlegende Fragen, denen ich mich im folgenden widmen werde.

Dat es so etwas wie *das* japanische Produktionssystem gibt, scheint sich der Literatur zufolge als Allgemeinwissen durchgesetzt zu haben (z.B. Monden 1985, Kenney & Florida,

Maruyama 1995, Kißler 1996, Ishida et al. 1997). Das „japanische Produktionssystem“ steht für ein die gesamte japanische Wirtschaft überkoppelndes System von bestimmten durchgängigen Managementmethoden. In der Literatur zu solchen Produktionskonzepten wird insbesondere die Frage nach dem Erfolg und nach ihrer Übertragbarkeit gestellt. In diesem Zusammenhang wird dabei verbreitet von einer besonderen Strukturiertheit von Kooperation und Koodinierungs- bzw. Kontrollmechanismen in Produktionsbereichen ausgegangen. Gruppenarbeit, so wird angenommen, ist dabei ein wesentliches Element dieses Konzeptes (z.B. Womack et al. 1990, Abo 1994, Coriat 1995, Benders et al. 1996, Nomura & Jürgens 1995). Diesem Blick auf die Struktur von Arbeitsgruppen wollte ich auch in meiner Forschungsarbeit folgen.

Die Auffassung „In Japan wird in Gruppen gearbeitet“ ist im Westen mittlerweile Standardwissen, d.h. weitverbreitet, gemeinschaftlich geteiltes Wissen geworden. Ja, *warum* dann noch eine neue Studie, selbst eine Dissertation zu diesem Thema? *Was* ist da noch Neues zu schreiben? Das Zitat von Kracht - „Ein Forscher wird tätig, wenn die einschlägige Literatur seine Fragen nicht beantwortet“¹ - beschreibt präzise die Schlußfolgerung, die ich aus der einschlägigen Literatur ziehen mußte. Der Schluß liegt nahe, daß nach fast 15 Jahren intensiver Beschäftigung mit „dem“ japanischen Produktionssystem ausreichende, verifizierbare Daten auch über Gruppenarbeit vorhanden seien. Mein anfänglicher Enthusiasmus beim Durcharbeiten des riesigen Literaturberges wich jedoch schnell purer Enttäuschung angesichts dessen, was sich an wenigem theoretisch und empirisch fundiertem, also validem Material herausziehen ließ.

Wenn die jeweiligen Untersuchungsbereiche in Publikationen explizit genannt werden, dann ist es am häufigsten die Arbeitsorganisation beim Automobilhersteller Toyota. Hier wird häufig erstens für Toyota behauptet, daß Gruppenarbeit an den Fließbändern der Endmontage bestehe, daß zweitens dieses Gruppenarbeitsmodell allgemeingültig für die anderen direkten Produktionsbereiche sei, daß drittens dieses Konzept auch genauso bei allen anderen japanischen Automobilherstellern angewendet werde und viertens für die japanische Industrieproduktion insgesamt Gültigkeit habe. Ich fand bei den Autoren die überwiegende Annahme eines dominanten japanischen Types vor. Wenn man jedoch die angeführten Beschreibungen und Analysen miteinander vergleicht, wird deutlich, daß die Autoren die Struktur, das Ausmaß an Selbstregulierung und Kommunikation sowie die Verbreitung und Rolle von Arbeitsgruppen ganz unterschiedlich und einander teilweise widersprechend beschreiben und einschätzen. So weichen die Einschätzungen zur Struktur und Rolle von Arbeitsgruppen in japanischen Produktionsbereichen in den Publikationen von beispielsweise Ohno 1988, Grønning 1992, Mishina 1994, Dankbaar 1996, Stein & Pfaffmann 1996 und Franck & Jungwirth 1998 teilweise völlig voneinander ab. Solche Widersprüchlichkeiten werfen zwangsläufig Fragen nach ihrem Zustandekommen auf.

Ein Überblick über die vorhandene Literatur dazu machte deutlich, daß es sowohl westlicherseits als auch japanischerseits nur verschwindend wenige methodologisch verantwortete Beschreibungen und Analysen gibt, welche auf *tatsächlichen* Feldstudien in der

¹ Kracht zitiert in Adami 1992, S. 71.

japanischen Industrie im allgemeinen und in der japanischen Automobilherstellung im besonderen basieren. Hinter den überwiegenden Teil der bekanntesten und am meisten rezipierten Publikationen zu diesem Thema mußte ich diesbezüglich Fragezeichen setzen. So sind zum Beispiel die im Zusammenhang mit Gruppenarbeit in Japan vielzitierten Publikationen von Schonberger 1982, Berggren 1991, Jürgens et al. 1989 und Koike 1990/1994 weder explizit zu Gruppenarbeit geschrieben worden noch basieren sie auf tatsächlichen, methodisch durchgeführten Feldstudien in Produktionsbereichen der Automobilindustrie in Japan. Und doch werden sie zur Beschreibung von Gruppenarbeit in der Automobilindustrie in Japan von den Rezipienten häufig herangezogen. In den seltensten Fällen beruhen die Beschreibungen und die Analyse zu Gruppenarbeit auf einer ausgearbeiteten und nachvollziehbaren theoretischen Grundlage. Dieses offensichtliche Fehlen von theoriegeleiteten Analysemodellen führte in hohem Maße zu widersprüchlichen Aussagen, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen sind, daß grundlegende Daten nicht empirisch erfaßt, einfach weil sie nicht als grundlegend erkannt werden. Stattdessen greifen die meisten Darstellungen auf andere Darstellungen zurück, die wiederum auf dritten Darstellungen beruhen, und entwickeln auf dieser empirisch sehr fragwürdigen Grundlage neue Konzeptionen, die mit der Wirklichkeit in japanischen Produktionsbereichen nicht mehr viel zu tun haben.

Demgegenüber lassen sich in der Literatur quasi als Ersatz für tatsächliche empirische Forschung verschiedene andere Formen der indirekten Annäherung an das Forschungsthema, welche auf Primär- oder Sekundärquellen basieren, finden. Das sind z. B. Rückschlüsse von Befunden in Transplants, d. h. japanischen Betrieben bzw. Betrieben mit japanischer Beteiligung im Ausland, aber auch aus der Literatur zu Human Resource Management, industriellen Arbeitsbeziehungen und verschiedenen Aspekten der sozialen und technischen Arbeitsorganisation.

Eine weitere Schlußfolgerung ließ sich aus der Literaturanalyse ziehen. Japanischsprachige Arbeiten werden im Westen viel zu wenig zur Kenntnis genommen. Eine Reihe von Fehlinterpretationen hätte so gar nicht erst aufkommen oder zumindest frühzeitig als solche erkannt werden können. Darstellungen in der japanischsprachigen Literatur weichen beispielsweise von vielen westlichen Arbeiten zu dem Thema teilweise erheblich ab. Die Lage in der Literatur wird außerdem dadurch zusätzlich verkompliziert, daß auf japanischer Seite westliche Darstellungen mißverstanden werden und umgekehrt. Das Forschungsthema „Gruppenarbeit in Japan“ haben sich japanische Wissenschaftler übrigens bislang in nur sehr eng begrenztem Umfang gestellt, verglichen mit den fast unzähligen westlichen Aussagen hierzu. Die japanische Diskussion dazu ist gerade im Entstehen begriffen, sie beginnt nun erst zögerlich mit eigenen methodologischen Annäherungen (z.B. Okubayashi et al. 1994, Morita 1996/1998). Und so besteht die japanische theoretische Landschaft weitgehend aus fragmentarischen Darstellungen zu einem Phänomen, was als Formen von kooperativer Arbeit im weitesten Sinne angesehen werden kann. Dadurch erscheint zumindest das theoretische Feld hier noch unbestellter als in der westlichen Diskussion. Deshalb kann auf empirisch gestützte theoretische und theoretisch gestützte empirische Forschung durch japanische Forscher zu Gruppenarbeit schon gar nicht ausschließlich und nur eher indirekt zurückgegriffen werden.

Die vorhandene westliche und japanische Literatur warf, wie hier exemplarisch gezeigt wurde, mehr offene Fragen auf als sie beantworten konnte (vgl. Sey 1998). Für mich ausreichend Grund, um tätig zu werden.

Grenzgänge

Soviel zu dem *Warum* meines Forschungsthemas. Sukzessive ergibt sich nun die zweite Frage nach dem *Wie* meines eigenen Ansatzes und damit auch danach, wie sich dieser in den großen Entwurf der sozialwissenschaftlichen Japanforschung einordnen läßt.

Wie bin ich im einzelnen vorgegangen? Mit Hilfe von spezifischen Koden, die in der westlichen Forschungstradition der Arbeitspsychologie, Arbeitssoziologie und Betriebswirtschaftslehre zum Umgang mit diesem Objekt erarbeitet worden sind, habe ich empirische Befunde in einem anderen, im japanischen Kontext untersucht. Dabei habe ich Strukturen bzw. Phänomene gesucht, die sich mit Begriffen sowie mit einer entsprechenden Methode im Sinne der westlichen Forschungstradition beschreiben und denken lassen. Was bei dieser Perspektive seinen wissenschaftlichen Niederschlag findet, ist die Neugierde nach dem Bekannten bzw. *Vertrautem* und dem *Anderen*, dem spezifisch Japanischen, also *einem anderen Kontext* als dem westlichen.

Ausgehend von meiner Problemstellung habe ich einen theoretischen Ansatz und ein Modell zur Beschreibung und Analyse der Struktur von verschiedenen Typen von Gruppenarbeit entwickelt. Dieses strukturanalytische Beschreibungsmodell basiert auf entsprechenden Konzepten aus der modernen Soziotechnik und insbesondere auf den ihr unterliegenden sozialsystemischen und kybernetischen Theorien (z.B. Ashby 1979, Luhmann 1994, de Sitter 1994, Huijgen & Pot 1995, Achterbergh & Sey 1997, Achterbergh & Riesewijk forthcoming). In einer Vorstudie zum Stand der Theorieentwicklung speziell zu meiner Fragestellung wurde deutlich, daß ich nicht auf einen vollständig ausgearbeiteten theoretischen Ansatz zurückgreifen kann. Stattdessen mußten bestimmte theoretische Ansätze dazu selbst weiterentwickelt werden.

Die entsprechenden empirischen Untersuchungen habe ich in einem Montagewerk der Motorradproduktion (Honda) und insgesamt sieben Montagewerken der Automobilindustrie (Toyota, Nissan, Daihatsu) in Japan durchgeführt. Der Fokus lag dabei auf den sogenannten „Arbeitsgruppen“ in direkten Montagebereichen und den Qualitätszirkeln. Insbesondere habe ich untersucht, ob und welche Formen von Gruppenarbeit in der japanischen Automobilindustrie praktiziert werden und in welchem Zusammenhang diese Erscheinungsformen mit dem eingerichteten Transformationsprozeß stehen. Damit, so hoffe ich, macht dieser Ansatz eine differenziertere Charakterisierung der gegenwärtigen Situation bezogen auf Gruppenarbeit in der japanischen Automobilindustrie möglich.

Inwieweit hat das, was ich hier betreibe, nun mit Sozialwissenschaften und Japanologie zu tun? Niklas Luhmann (1994), dem wohl berühmtesten Systemtheoretiker im deutschen Sprachraum zufolge, tritt Spezialisierung und Differenzierung bei dauerhafter Orientierung auf die Lösung von einem „Problem“ auf. So verstanden liegt meine Spezialisierung in der Praxis und Theorie von Formen von kooperativer Arbeit in Organisationen. Das von mir entwickelte Beschreibungs- und Analysemodell sowie die unterliegende Theorie für den Zusammenhang von Struktur, Selbstregulierung und Kommunikation in Arbeitsgruppen könnten prinzipiell auch in anderen Settings Anwendung finden. Insofern fühle ich mich einem *sozialwissenschaftlichen Ansatz* verpflichtet.

Da ist aber auch noch sogenanntes *japanologisches Wissen*, ohne das ich bei meinem konkreten, japanbezogenen Projekt nicht auskommen könnte. Zum Beispiel mußte ich mich mit kulturalistischen Argumentationen für das Vorhandensein und die Ausprägung von Gruppenarbeit im Sinne von „harmonieliebenden shintoistischen Reisbauern mit einer anderen Gehirnstruktur auf einer von Naturkatastrophen geplagten Insel“ auseinandersetzen (z.B. Matsubara 1983, Kobayashi 1983, Bobke & Lecher 1990, Adenauer 1992, Alexander 1993). Als ausgebildete Japanologin stellte ich mir darum die Frage, ob und wie solche Argumentationen wissenschaftlich gestützt sind. Eine japanologisch saubere Herleitung solcher Argumentationen hätte eine methodisch fundierte Darstellung der entsprechenden Sinngebungsprozesse und der damit einhergehenden Interaktionsmuster als andersgeartet, eben als spezifisch japanisch, erforderlich gemacht. In solchen kulturalistischen Ansätzen, denen zufolge entweder Kultur zumindest unterstützend zu bestimmten empirischen Befunden bzw. Phänomenen beigetragen hat, wenn nicht sogar deterministische Verursacherin war, fand sich eine ganze Anzahl von Fallstricken verborgen. Hier liegt eine methodologische Fiktion im dreifachen Sinne vor. Erstens wird von der empirisch nicht unterbauten Annahme der Existenz von Gruppenarbeit ausgegangen. Zweitens wird die (deterministische) Frage nach dem „Warum“ der Existenz von Gruppenarbeit gestellt, während die Frage „Warum ist Gruppenarbeit in Japan zu erwarten?“, wollte man sie stellen, angemessener erscheint, da unbekannte Faktoren möglich sind. Und drittens wird die Beschreibung von Gruppenarbeit aus der Annahme heraus vorgenommen. Ein überzeugender wissenschaftlicher Nachweis von kulturell definierten Bedingungen für die Existenz und den Erfolg von Gruppenarbeit in Japan fand sich in der Literatur jedoch nicht. Es wurde deutlich, daß es sich um *Hypothesen* der Autoren über die Struktur und Pseudoerklärungen zur Existenz von Gruppenarbeit handelt.

Ein zweites Beispiel für die Anwendung von japanologischem Wissen möchte ich anführen. Jeder Insider kennt vermutlich die Möglichkeiten oder besser Un-Möglichkeiten, in japanischen Produktionsbereichen empirische Forschung zu betreiben. Glücklicherweise konnte ich bei meinem Forschungsprojekt die vielbelächelten und oft verschmähten Kenntnisse eines Japanologen ausreizen. Durch meine Ausbildung waren meine Sinne dafür geschärft, daß im japanischen Kontext Sinngebungsprozesse bzw. sozial geteilte Bedeutungsnetze eine andere Entstehung, eine andere Form und ein anderes Wirken haben können (aber nicht per se haben müssen). Bei meiner Analyse der japanischsprachigen Literatur und bei Interviews mit Managern und Wissenschaftlern mußte ich die Möglichkeit einräumen, daß Japaner möglicherweise eine ganz andere inhaltliche Vorstellung mit Gruppenarbeit verknüpfen

könnten. Was meinen Japaner, wenn sie von „Gruppenarbeit“ sprechen? Ich mußte sozusagen japanische (Re-) Konstruktionen rekonstruieren und diese mit dem mir vertrauten westlichen Begriffsapparat artikulieren.

Eine Interviewfrage wie „Haben Sie hier Gruppenarbeit?“ verbietet sich vor diesem Hintergrund dann von selbst. Denn ein japanischer Manager wird höchstwahrscheinlich sowieso das Wort „nein“ vermeiden. Ein japanischer Manager wird „ja“ sagen. Hiermit werden viele westliche Japanbesucher ihren Forschungsauftrag für erfüllt ansehen und abreisen. Einige werden vielleicht länger nachfragen, und es wird deutlich werden, daß der japanische Manager den Begriff „Gruppenarbeit“ eigentlich mit Multi-Skilling und Job Rotation, d. h. einer größeren Einsatzmöglichkeit von Beschäftigten gleichsetzt. Aha, „Job Rotation und multi-skilling haben die hier“ werden einige westliche Gäste überrascht konstatieren, denn das ist der Traum eines westlichen Arbeitssoziologen. Und unsere europäischen Besucher werden dann, haben sie auch keine Gruppenarbeit gefunden, so wie sie im Westen verstanden wird, voll Bewunderung abreisen. Hätten sie doch lieber tapfer weitergefragt und sich nicht durch weißhandschuhte Hostessen freundlich aber resolut hinauskomplimentieren lassen! Dann hätte den westlichen Besuchern deutlich werden können, daß auch bezogen auf Job Rotation und Multi-skilling die japanischen und westlichen Vorstellungen nicht deckungsgleich sind. Ja, selbst die japanische Praxis von kooperativer Arbeit im weitesten Sinne ist häufig eine andere, als von Japanern selber dargestellt. Mit diesen Informationen im Reisegepäck hätten die westlichen Forscher schlußfolgern müssen, daß ein erheblicher Teil der westlichen und auch japanischen Literatur zum Fragenkomplex japanische Gruppenarbeit nicht mehr ohne gravierende Korrekturen auskommen kann.

Solch eine Schlußfolgerung mußte ich als Ergebnis der theoretischen und empirischen Forschung ziehen. Das setzte eine gründliche Vorbereitung des Forschungsprojektes voraus. Einerseits hatte ich einen Rückgriff auf Wissen und Methoden der entsprechenden Fachwissenschaften vornehmen müssen, die Gruppenarbeit zum Forschungsobjekt haben. Das fachwissenschaftliche Vorgehen verlangte einen stringenten Umgang mit explizit gemachten Distinktionen, d. h. Unterscheidungen bzw. Begriffen, und einen explizit gemachten Umgang mit ihnen, d. h. einer Methode. Ich habe theoretisch verantwortete detaillierte Fragestellungen, strukturierte Interviews und Fragelisten entwickelt. Dabei wäre ich ohne Hintergrundwissen sowohl zu westlicher Theorie und Praxis von Gruppenarbeit und Arbeitsorganisation in Produktionsbereichen der Autoindustrie als auch ohne Vorkenntnisse zu Theorie und Praxis in entsprechenden japanischen Bereichen nicht ausgekommen.

Zugleich war mir mein japanologisches Wissen über möglicherweise andere Interaktions- und Interpretationsmuster im japanischen Kontext von großem Nutzen. Von diesen Kenntnissen über diesen anderen, eben japanischen Kontext habe ich bei der Auswahl der Betriebe, bei der Kontaktaufnahme und -ausbau, bei der Operationalisierung des theoretischen Rahmens, d. h. bei der Frageformulierung, bei der Interviewführung und nicht zuletzt bei der Materialanalyse Gebrauch gemacht. Beispielsweise mußte ich eine Sensibilität für die japanische Benennung „Gruppenarbeit“ und das Zustandekommen dieser Benennung von empirischen Befunden entwickeln.

Ich denke, daß sich beide Herangehensweisen, die fachwissenschaftliche und die japanologische, in ihrer sinnvollen Befruchtung und Ergänzung brauchen. Und noch schärfer möchte ich das formulieren: Meines Erachtens ist tiefgründige wissenschaftliche Arbeit durch westliche Forscher zu den verschiedensten Strukturen bzw. Phänomen im japanischen Kontext nur durch ausgewogene Handhabung beider Herangehensweisen möglich. Und macht genau *das* nicht die Identität, die Daseinsberechtigung von sozialwissenschaftlicher Japanforschung aus, wie sie auch zunehmend von Wissenschaftlern eingefordert wird (Linhart 1990, Altmann 1996, Schauberger 1997)? Um die Wissenschaftlichkeit des jeweiligen Ansatzes zu garantieren, müssen einerseits sowohl die verwendeten Unterscheidungen und Begriffe als auch die Untersuchungsmethode ausdrücklich definiert und eingeordnet werden. Dabei wird meines Erachtens nach ein Rückgriff auf Theorien und Methoden entsprechender Fachwissenschaften unerlässlich sein. Andererseits wird man gerade auch bei empirischer Forschung nicht ohne Wissen zu Bedeutungsnetzen, Sinngabungsprozessen oder Interaktionsmustern im japanischen Kontext, also nicht ohne Berücksichtigung des kulturspezifischen Forschungsfeldes, auskommen können.

Sind mit dem Verfolgen dieser beiden Herangehensweisen die *Grenzgänge* gemeint, von denen eingangs die Rede war? Wenn das so ist, dann sehe mich gern als Grenzgängerin. Und ich möchte Sie zu mehr Grenzgängen ermutigen. Es sind sicherlich keine leicht begehbaren, aber möglicherweise spannendere und erfolgversprechendere Wege.

Literaturverzeichnis

- Abo, T. (Hg.) (1994): *Hybrid Factory - The Japanese Production System in the United States*. New York: Oxford UP
- Achterbergh, J./Riesewijk, B. (forthcoming): *Polished by use*, Nijmegen: Nijmegen University
- Achterbergh, J./Sey, A. (1997): *The Development of an Analytical Model for the Description of Teams in Organizations*. Proceedings of the Conference on Team Working, Nottingham/Great Britain, September 1997
- Adami, N. (1992): Zur Rolle der japanischen Sprache in der Japanforschung. In Münchener japanischer Anzeiger. Vol. 1/2, S. 70-76
- Adenauer, S. (1992): Besonderheiten der japanischen Arbeitswelt. In: *angewandte Arbeitswissenschaft*, Nr. 131, S. 27-43
- Alexander, P.-J. (1993): Disziplin - ein japanisch-deutscher Vergleich. In: *Münchener Japanischer Anzeiger*, Vol. 1, S. 4-19
- Altmann, N. (1996): Zur Notwendigkeit international orientierter industriesoziologischer Forschung - Eine Vorbemerkung am Beispiel des falschen Objektes. In: Chung, M.-K.: *Zur Entwicklung der koreanischen Automobilindustrie*. München: Institut für sozialwissenschaftliche Forschung München, S. 11-26
- Ashby, W.R. (1970), *An Introduction to Cybernetics*, (3. Auflage), London: Chapman and Hall Limited and University Paperbacks. (1. Auflage 1956)
- Benders, J./Dankbaar, B./Van Hootehem, G. (1996): Lean Production. In: Eijnatten, F. van (ed.): *Sociotechnisch ontwerpen*. Utrecht: Uitgeverij Lemma BV, S. 238-250
- Berggren, C. (1991): *The Volvo Experience. Alternatives to Lean Production in the Swedish Auto Industry*. Houndmills: Macmillian
- Bobke, M./Lecher, W. (1990): *Arbeitsstaat Japan*. Frankfurt a. M.
- Coriat, B. (1995): Taylor, Ford und Ohno: Neue Entwicklungen in der Analyse des Ohnismus. In: Cattero, B. (Hg.): *Zwischen Schweden und Japan: Lean production aus deutscher Sicht*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 9-47
- Dankbaar, B. (1996): *Organiseren in een turbulente omgeving. De creative onderneming op de drempel van de 21ste eeuw*. Nijmegen: Datawysse Boekproducties
- Franck, E./Jungwirth, C. (1998): *Das Konzept der Gruppenarbeit neu aufgerollt. Ein Versuch zur Beseitigung eines Mißverständnisses*. In: Freiburger Arbeitspapiere. (Technische Universität Bergakademie Freiberg. Fakultät für Wirtschaftswissenschaften). 3/1998
- Grönning, T. (1992): *Human Value and 'Competitiveness': on the Social Organization of Production at Toyota Motor Company and New United Motor*

Manufacturing, Inc.. (Dissertation, Ritsumeikan University Graduate School of Sociology)

Huijgen, F./Pot, F. D. (Hg.) (1995): *Verklaren en ontwerpen van productieprocessen. Het debat over arbeidsprocesbenadering en sociotechniek*. Amsterdam: SISWO/Instiut voor Maatschappijwetenschappen

Ishida, M./Matsumura, F./Hisamoto, N./Fujimura, H. (1997): *Nihon no rînseisan hôshiki. Jidôsha kigyô no jirei* (Das japanische Lean-Produktionssystem. Das Beispiel der Automobilindustrie). Tokyo: Chûô keizaisha

Jürgens, U./Malsch, Th./Dohse, K. (1989): *Moderne Zeiten in der Automobilfabrik. Strategien der Produktionsmodernisierung im Länder und Konzernvergleich*. Berlin, Heidelberg etc.: Springer

Kißler, L. (1996) (Hg.): *Toyotismus in Europa: schlanke Produktion und Gruppenarbeit in der deutschen und französischen Automobilindustrie*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag

Kobayashi, H. (1983): Ist Führung das japanische Geheimnis? Unternehmungsführung in Japan - die soziologischen Grundlagen und die Erscheinungsform der Unternehmen in Japan. In: *Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung*, 35, Heft 6, S. 526-543

Koike, K. (1990): Intellectual Skills and the Role of Employees as Constituent Members of Large Forms in Contemporary Japan. In: Aoki, M./Gustafson, B./Williamson, O. (Hg.): *The Firm as a Nexus of Treaties*. London etc.: Sage Publications, S. 185-207

Koike, K. (1994): Learning and Incentive Systems in Japanese Industry. In: Aoki, M./Dore, R. (eds.): *The Japanese Firm. The Sources of Competitive Strength*. Oxford: Oxford University Press, S. 40-65

Linhart, S. (1990): Probleme der japanologischen Forschung heute: Japan als Objekt der Japanologie und die Japanologie als Objekt Japans. In: Ladstätter, O./Linhart, S. (Hg.): *August Pfizmaier (1808-1887) und seine Bedeutung für die Ostasienwissenschaften*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, S. 57-71

Luhmann, N. (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Maruyama, Y. (1995): *Nihonteki seisan shisutemu to furekishibiritei* (Japanisches Produktionssystem und Flexibilität). Tôkyô: Nihon hyôronsha

Matsubara, H. (1983): *Weg zu Japan. West-östliche Erfahrungen*. Albrecht-Knaus-Verlag

Mishina, K. (1994): *Seeing is Believing, Believing is Doing, and Doing is Learning: Lessons from Toyota Motor Manufacturing, U.S.A.* (Working Paper June 1994)

Monden, Y. (1985): *Toyota shisutemu* (Toyota-System). Tôkyô: Kôdansha

Morita, M. (1996): *Chîmu sagyô hôshiki no rironteki jisshôteki kenkyû* (Theoretische und empirische Forschung zu Teamworking). Dissertation, Kôbe Universität. unveröffentlicht

Morita, M. (1998): *Chîmu sagyô hôshiki o meguru giron no tôgô ni mukete* (Ansatz zur Zusammenfassung des Diskurses zur Gruppenarbeitsproduktion). In: Nihon keiei gakkaidoku. März, Nr. 2

Nomura, M./Jürgens, U. (1995): *Binnenstrukturen des japanischen Produktivitätserfolges: Arbeitsbeziehungen und Leistungsregulierung in zwei japanischen Automobilunternehmen*. Berlin: edition sigma

Ohno, T. (1988): *Toyota Production System: Beyond Large-Scale Production*. Cambridge: Productivity Press

Okubayashi, K./Shomura, H./Takebayashi, A./Morita, M./Kambayashi, N. (1994): *Jûkôzô soshiki paradaimu jôsetsu* (Einführung zum Paradigma der lockerstrukturierten Organisation). Tôkyô: Bunshindo

Schaumann, W. (1997): Einleitung - Japan als Herausforderung für Wissenschaft und Wirtschaft. In: Schaumann, W. (Hg.): *Japanologie und Wirtschaft - Wirtschaft und Japanologie; Referate des 5. Japanologentags der OAG in Tokyo, 28./29. März 1996*. München: Iudicium-Verlag, S. 7-15

Schonberger, R. (1982): *Japanese Manufacturing Techniques. Nine Hidden Lessons in Simplicity*. New York: The Free Press

Sey, A. (1998): Zur empirischen Aufarbeitung von Gruppenarbeit in Japan. In: Altmann, N./Kôshi, E./Nomura, M./Yoshida, M. (1998): *Innovative Arbeitspolitik? Zur qualifizierten Produktionsarbeit in Japan*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag, S. 291-303

Sitter, L. U. de (mit J.L.G. Naber und F.O. Verschuur) (1994): *Synergetisch produceren. Human resources mobilization in de productie: een inleiding in structuurbou*. Assen: Van Gorcum

Steih, M./Pfaffmann, E. (1996): Der interne Arbeitsmarkt in der japanischen Unternehmung. Eine ökonomische Analyse der Ranghierarchie bei horizontaler Koordination. In: *Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung*. Heft 1, S. 77-101

Womack, J. P./Jones, D. T./Roos, D. (1990): *The Machine that Changed the World*. New York: Rawson Associates

Wissenschaftstheorie und Japanforschung

Ich möchte hier einige Fragestellungen und Gedanken zur Methode in der Japanforschung vortragen, auf die ich im Anschluß an meine Dissertation (1996) gestoßen bin. In dieser Schrift hatte ich versucht, die Entwicklung einiger verbreiteter stereotyper Auffassungen über die Wirtschaft und Gesellschaft Japans nachzuzeichnen und die Ursachen für verzerrende Darstellungen wissenschaftshistorisch zu verorten. Ich war dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß viele der in Japan und zu Japan getroffenen Einschätzungen, die sich später als unhaltbar erwiesen, weniger einer allzu naiven empirischen Herangehensweise entsprangen, sondern durch Teile der sozialwissenschaftlichen Theorie vorstrukturiert worden waren. Durch diese Untersuchungen bin ich schließlich auf die Frage gestoßen, welchen Grundlinien eine sozialwissenschaftliche Forschung zu Japan zu folgen hätte und welche Forschungsstrukturen sie aufzubauen hätte, um in der Zukunft gravierende Fehldeutungen prinzipiell auszuschließen oder zu minimieren. Trotz der hier gebotenen Kürze hoffe ich, daß die Ausführungen nicht zu abstrakt und unanschaulich geraten sind.

Ich komme in diesem Beitrag zu der Schlußfolgerung, daß die Einseitigkeit der Beziehung zwischen den sozialwissenschaftlichen Disziplinen (die oft auch als Mutterdisziplinen bezeichnet werden) beziehungsweise der sozialwissenschaftlichen Theorie und der Japanforschung aufgebrochen werden muß und ganz im Gegenteil die Japanforschung sowohl kritische Überprüfungen als auch konstruktive Modifikationen der sozialwissenschaftlichen Methoden vornehmen muß.

1. Gründe für das Aufgreifen wissenschaftstheoretischer Fragen durch die sozialwissenschaftliche Japanforschung

In der Geschichte der Sozialwissenschaften in Japan und der sozialwissenschaftlichen Japanforschung sind fehlerhafte Forschungsergebnisse¹ aufgetreten. Das ist zunächst völlig normal und der wissenschaftliche Fortschritt besteht ja wohl auch darin, fehlerhafte Ergebnisse zu korrigieren und durch weniger fehlerhafte zu ersetzen. Fehler können zunächst in zwei unterschiedlichen Situationen auftreten. Entweder können Forschungsergebnisse fehlerhaft sein, weil sie formalen Kriterien nicht genügen, oder sie können fehlerhaft sein, weil sie die in der Welt vorkommenden Dinge nicht angemessen darstellen. In dem Bemühen, Fehler

¹ Ich benutze hier etwas vereinfachend die Begriffe „Fehler“ und „fehlerhaft“ und meine damit Situationen, in denen Forschungsergebnisse zustande kommen, die bereits nach relativ kurzer Zeit vollständig zu widerlegen sind, oder die Situation, daß in der Forschung oder der Theoriebildung nicht alles methodisch beziehungsweise methodologisch mögliche getan wird, um Irrtümer zu vermeiden und eine die Lebenswelt widerspiegelnde Datenlage zu schaffen. (Zum Begriff der Lebenswelt vgl. HARTMANN, JANICH 1996; GRATHOFF 1995)

möglichst zu vermeiden, muß eine erste Entscheidung darüber getroffen werden, welche Art von Wissenschaft die Japanforschung ist, eine Formalwissenschaft oder eine Realwissenschaft. Es dürfte wohl unstrittig sein, daß Japanforschung eine Realwissenschaft ist, für die die in der Welt (also für uns in Japan) beobachtbaren Dinge von Bedeutung sind und weniger rein formale Kriterien, wie sie etwa durch die Mathematik erforscht werden².

In den Realwissenschaften existieren wiederum zwei mögliche Fehlerquellen: Zum einen können Fehler bei der Umsetzung elaborierter Methoden auftreten, zum anderen können Methoden- oder Theoriefehler auftreten. Bei Untersuchungen über die Geschichte der Sozialwissenschaften in Japan und der älteren sozialwissenschaftlichen Japanforschung läßt sich meiner Meinung nach klar aufzeigen, daß beide Arten von Fehlern aufgetreten sind. In der ernstzunehmenden Forschung in Japan sind heute Defizite in der Kenntnis und Umsetzung etablierter Methoden ebenso weitgehend überwunden wie in der sozialwissenschaftlichen Japanforschung hierzulande. Die Fortschritte in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Japanforschung in den letzten zehn Jahren sind allein diesbezüglich als sehr beachtlich zu bezeichnen. Da, wo Defizite in der Umsetzung etablierter Methoden dennoch auftreten, kann das Heilmittel nur in einer verbesserten Schulung des wissenschaftlichen Nachwuchses bestehen.

Was aber kann in den Fällen getan werden, in denen fehlerhafte Forschungsergebnisse nachweislich oder vermutlich durch Fehler innerhalb der sozialwissenschaftlichen Theorie herbeigeführt wurden? Fehlerhafte Theorien oder fehlerhafte Bestandteile von Theorien müssen identifiziert und ausgesondert werden. Kritisches forschungshistorisches Arbeiten kann dazu beitragen. Wie läßt sich aber besser als bisher gewährleisten, daß gegenwärtig oder zukünftig nicht mit stark fehlerhaften Theorien oder Teilen von Theorien gearbeitet wird, daß wir also zu Forschungsergebnissen kommen, die weniger stark durch kulturell oder historisch kontingente Elemente infiziert sind und der sozialen und ökonomischen Lebenswelt Japans angemessen sind? Fragen der Bewertung von bestehenden Theorien wie auch nach den notwendigen Strukturen für die Errichtung neuer Methoden und Theorien sind das Aufgabenfeld der Wissenschaftstheorie. Wissenschaftstheoretische Überlegungen können deshalb bei der Überprüfung und Weiterentwicklung des Instrumentariums einer Realwissenschaft nicht umgangen werden. Ich gebe im Folgenden zunächst einen kurzen Überblick über die wichtigsten Tendenzen in der neueren Wissenschaftstheorie³. Im Anschluß daran sollen die erarbeiteten Standpunkte an einem Beispiel, nämlich dem Problem des

² Der Einsatz formaler Logik ist selbstverständlich auch in den Realwissenschaften eine notwendige Bedingung, keineswegs jedoch bereits hinreichend. Formale Logik dient hier lediglich zur Konstitution der Ableitungsregeln, beispielsweise der Deduktionsschritte. Die Inhalte werden in den Realwissenschaften jedoch ausschließlich durch das empirisch Vorfindliche bestimmt. Siehe hierzu BRINKMANN 1997.

³ In die Betrachtung werden hier die extrem relativistischen Tendenzen nicht miteinbezogen. Die von mir in diese Tendenzen eingeordneten Überlegungen unter anderem Feyerabends (1986) scheinen mir für den Aufbau konstruktiver methodischer Strategien und von auf übergreifende Ziele ausgerichteten Forschungszusammenhängen ungeeignet zu sein. Unabhängig davon finde ich die Bemerkungen Feyerabends zum Außenverhältnis der Wissenschaften sehr hilfreich. Diesen Einwürfen folgend wird hier lediglich von der „wissenschaftlichen Wahrheit“ die Rede sein und damit eine strukturelle Überlegenheit des wissenschaftlichen Wissens über andere Erkenntnisformen in Abrede gestellt.

Individualismus in der Sozialwissenschaft veranschaulicht und schließlich Schlußfolgerungen für mögliche zukünftige methodische Strategien der sozialwissenschaftlichen Japanforschung gezogen werden.

2. Grundlinien der wissenschaftstheoretischen Diskussion (mit besonderem Augenmerk auf die Sozialwissenschaften)

Man kann die neuere Wissenschaftstheorie recht klar in zwei Hauptrichtungen einteilen, den auf Popper aufbauenden kritischen Rationalismus und die pragmatische Wissenschaftstheorie. Zusätzlich muß hier eine weitere Ausrichtung erwähnt werden, die im Lichte der neueren Wissenschaftstheorie kaum bestehen kann, paradoxerweise aber gerade in den Sozialwissenschaften - oft unreflektiert - weite Verbreitung findet: Der sich auf sogenannte Rechtfertigungstheorien stützende Gedanke der einfachen oder naiven Anwendung von wissenschaftlichen Theorien auf einen Gegenstand. Ich referiere diesen Gedanken zuerst und zeige die damit verbundenen Probleme auf.

2.1 Rechtfertigungstheorien

Die in Deutschland bekannteste Fundierung des Anwendungsgedankens stammt von dem Philosophen Hans Albert⁴. Albert gesteht mit Popper zwar ein, daß es in den Sozialwissenschaften keine wissenschaftlichen Gesetze geben könne, weil diese entweder empirisch völlig gehaltlos wären oder eine solche Fülle von Sonderbedingungen und Prämissen bei „Wenn-Dann“-Relationen angegeben werden muß, daß von philosophisch begründbaren allgemeinen Gesetzen nicht die Rede sein kann. Für Albert bestehen gleichwohl in den Sozialwissenschaften sogenannte „Quasigesetze“, die durch Wahrscheinlichkeit gerechtfertigt werden können⁵. Deshalb sind dieser und ähnliche Ansätze als Rechtfertigungstheorien bezeichnet worden, eben weil sie sogenannte wissenschaftliche „Quasigesetze“ durch eine Reihe konformer Forschungsergebnisse bestätigt und gerechtfertigt sehen. Das Problem dabei ist, daß überhaupt nicht unterschieden werden kann, welche Aussagen strukturell als „Quasigesetze“ und welche als Theorien oder Theoreme (also als Vermutungen) aufgefaßt werden sollen. Was mit welcher Wahrscheinlichkeit ein „Quasigesetz“ sein soll, ist nicht wirklich eingrenzbar. Alberts Augenmerk bei der Formulierung der genannten These hatte bestimmten kausallogischen Beziehungen beispielsweise in der Geldtheorie gegolten. Solche als „Quasigesetze“ aufzufassen, erscheint in der Praxis vielfach zunächst unproblematisch. Gleichwohl stellt sich die Frage, warum die Gültigkeit dieser kausallogischen Beziehungen in möglicherweise veränderten Kontexten nicht immer wieder überprüft werden soll und es daher

⁴ Albert rechnet sich selbst dem kritischen Rationalismus zu. Viele seiner Arbeiten (beispielsweise 1980, 1982) ebenso wie der kürzlich herausgegebene Briefwechsel mit Feyerabend (FEYERABEND, ALBERT 1997) bestätigen diese Selbsteinschätzung. Breit rezipierte Teile von Alberts Arbeiten der 60er und 70er Jahre zur wissenschaftstheoretischen Fundierung der Sozialwissenschaften scheinen jedoch noch stark durch seine frühere Ausrichtung am älteren logischen Positivismus beeinflusst zu sein (vgl. Autobiographische Einleitung in ALBERT 1977).

⁵ ALBERT 1974

in irgendeiner Weise vorteilhaft sein kann, von sozialwissenschaftlichen Gesetzen oder „Quasigesetzen“ zu sprechen.

Albersts Postulat ist in der Folge⁶ extrem ausgeweitet worden in die Richtung einer Gesetzhaftigkeit eines ganzen Spektrums von für unverzichtbar gehaltenen sozialwissenschaftlichen Theorien. Wie schon in der Entstehungsphase solchen Denkens etwa im Anschluß an Rudolf Carnap⁷ bildet der Gesetzes- und Anwendungsgedanke in den Sozialwissenschaften nichts anderes als eine Strategie der Immunisierung bestimmter Aussagen dieser Wissenschaften gegen Überprüfungen. Im schlimmsten Fall dienen Rechtfertigungstheorien der Immunisierung von rein formalen Aussagen (so ästhetisch einfach sie auch immer sein mögen) gegen das „Chaos“ der Realität.

Wenn nicht nur einfache kausallogische Relationen mit Wahrscheinlichkeiten gerechtfertigt werden, sondern ganze theoretische Gebäude immunisiert werden, haben wir es möglicherweise mit der Verteidigung von kulturell oder historisch determinierten Werthaltungen zu tun, die irgendwie Eingang in die Formulierung sozialwissenschaftlicher Theorien gefunden haben. Dies ist insbesondere dann beachtenswert, wenn das Subjekt und das Objekt der Theoriebildung geographisch klar unterschieden werden können - wenn also „wir“ in Europa die Theorien erarbeitet haben, unter welchen dann „die anderen“ (z.B. die Japaner) untersucht und eingeordnet werden sollen. Der naive Anwendungsgedanke der Rechtfertigungstheorien impliziert also, wenn dies alles denn auf Asien kommt, starke kulturimperialistische Elemente und damit ein enormes Potential für Fehler. Die gravierendsten Fehler der sozialwissenschaftlichen Japanforschung in der Vergangenheit, wie etwa die Postulierung bestimmter kollektivistischer Eigenarten in der japanischen Gesellschaft oder einer Staatszentriertheit des japanischen Wirtschaftssystems, entstammen schließlich (wie sich zeigen läßt) direkt der großen Theorie beziehungsweise der unreflektierten Anwendung derselben auf Japan.

Welche Alternativen zu dieser Vorgehensweise bietet die neuere Wissenschaftstheorie an?

2.2 Kritisch-rationalistische Wissenschaftstheorie

Ich habe aus dem klassischen Dreieck der kritisch-rationalistischen Wissenschaftstheorie, nämlich Karl Popper, Thomas Kuhn und Imre Lakatos, den Ansatz von Lakatos herausgegriffen, weil er nicht wie Popper weitere besondere Prämissen für die Sozialwissenschaft, beispielsweise dessen methodischen Individualismus (auf den ich noch zu sprechen komme) einführt und auch nicht den Popperschen Fehler des allzu naiven Falsifikationismus macht. Gleichwohl kann Lakatos aber wohl als einer der engsten Schüler Poppers gelten.

⁶ z.B. von KIRCHGÄSSNER 1991

⁷ CARNAP 1928

Die Vorteile gegenüber Kuhn⁸ liegen meiner Ansicht nach darin, daß der Lakatossche Ansatz nach wie vor nach der wissenschaftlichen Wahrheit trachtet, während in Kuhns Paradigma lediglich noch eine gemeinsame Überzeugung einer Wissenschaft oder einer Gruppe von Wissenschaftlern existiert beziehungsweise untersucht wird. Ferner ist bei der Umsetzung des Kuhnschen Gedankens in die wissenschaftliche Praxis immer wieder das massive Problem aufgetaucht, daß selbst wenn eine Fülle von gegenteiliger Evidenz gegen paradigmatisch gewordene Lehrmeinungen aufgelaufen ist, solange keine grundlegenden Veränderungen vorgenommen werden können, bis ein Genie auftritt, das einen guten Vorschlag für ein neues Paradigma macht und damit eine wissenschaftliche Revolution auslöst.

Lakatos⁹ bezeichnet seinen Ansatz als „raffinierten Falsifikationismus“ oder als „Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme“. Lakatos suchte (genau wie Kuhn) nach einem Ausweg aus der Situation, die nach Popper entstanden war, nämlich daß bereits ein Falsifikat eine Theorie zum Einsturz bringen sollte, was (insbesondere in der Sozialwissenschaft) weder mit der bestehenden noch mit der wünschenswerten Forschungspraxis übereinstimmte. Er erweiterte deshalb die Poppersche Forderung, daß jede Theorie die Ereignisse anzugeben habe, bei deren Eintreten sie ungültig wird (Prinzip der Falsifizierbarkeit¹⁰), um ein konstruktives Element. Es müsse in der Theorie auch gesagt werden, in welche Richtung weitergearbeitet werden könne, falls gegenteilige Evidenz auftaucht. In der Praxis sollten also eine allgemeine Stoßrichtung der Suche nach der wissenschaftlichen Wahrheit aufgezeigt werden, verschiedene Flanken der Basistheorie und Alternativen dazu angegeben werden und so eine konstruktive Weiterentwicklung der Modelle eingebaut werden. Wir haben es dann in der Tat nicht mehr mit wissenschaftlichen Theorien zu tun, sondern eben mit Forschungsprogrammen. Es gibt eine ganze Reihe von praktischen Vorteilen einer solchen Vorgehensweise, welche ja auch anderenorts bereits breit genutzt worden sind, die eine Antwort auf die pragmatische Kritik an der kritisch-rationalistischen Wissenschaftstheorie (Popperscher und Kuhnscher Provenienz) bereits vorwegnehmen. Der für mich hier wichtigste Punkt ist aber der Umstand, daß feste Prämissen, also beispielsweise sozialwissenschaftliche Gesetze oder Quasigesetze, und deren Verteidigung bei Lakatos überhaupt nicht mehr notwendig sind, der Eklektizismus des naiven Anwendungsgedankens überwunden und durch tatsächlich handhabbare, der Realität verpflichtete Programme ersetzt ist. Lakatos hat uns - wie ich finde - eine gelungene Begründung dafür gegeben, daß wir beispielsweise in der sozialwissenschaftlichen Tradition erarbeitete Methoden als heuristische Grundlage nehmen und diese eben im Sinne eines Forschungsprogramms auch verbessern können (beziehungsweise gegebenenfalls verbessern müssen).

2.3 Pragmatische Wissenschaftstheorie

Die pragmatischen Ansätze in der Wissenschaftstheorie sind sehr vielgestaltig und oft heterogener Natur, wie sich bei einem Blick in das umfangreiche neue Handbuch der

⁸ KUHN 1981

⁹ LAKATOS 1974

¹⁰ POPPER 1935

Pragmatik von Stachowiak¹¹ sofort feststellen läßt. Sie sind jedoch von dem gemeinsamen Anliegen getragen, nicht mehr letztlich nur noch Aussagen über die Theorie treffen zu können, sondern den Forschungsgegenstand, also die Welt, wieder verstärkt in den Blick zu bekommen. (Hier würde Lakatos antworten: „Warum nicht beides tun?“ und steht damit dem Pragmatismus bereits recht nahe, weshalb ich ihn oben auch hervorgehoben habe.) Aus der Vielzahl der als pragmatisch zu bezeichnenden Ansätze habe ich hier den „Finalisierungsgedanken“ von Gernot Böhme¹² ausgewählt, weil sich damit - wie ich finde - relativ gut arbeiten ließe.

Böhmes Argumentation knüpft zunächst an die Ablösung der klassischen Newtonschen Mechanik durch Einsteins Relativitätstheorie zu Beginn des Jahrhunderts an, die ja allgemein die wissenschaftstheoretische Diskussion stark stimuliert hat. Die klassische Mechanik wurde in der Praxis keineswegs gänzlich verworfen, obwohl sie ihre Fähigkeit zur Beschreibung des gesamten Universums eingebüßt hatte. Die Bewegungen innerhalb unseres Sonnensystems ließen sich damit aber nach wie vor gut berechnen, weshalb die klassische Mechanik eben hierzu auch weiterhin Verwendung fand. In der Geschichte der Wissenschaft, im Prozeß des wissenschaftlichen Fortschrittes ist es also - laut Böhme - keineswegs ausschließlich so, daß Theorien durch bessere ersetzt werden und damit vollständig verworfen werden. In der Praxis stellt sich vielfach eine Einschränkung des Gültigkeitsbereiches einer Theorie ein, das heißt, Theorien werden finalisiert.

Die Theorien selbst erhalten dadurch eine historische Dimension. Ihr Lebenszyklus läßt sich nun genauer beschreiben. Anfangs besitzen alle großen Theorien einen imperialistischen Charakter in dem Sinne, daß sie versuchen, „alles“ (im Gebiet einer Wissenschaft) zu erklären. Solche - wie Böhme sie nennt - „unreife“ Universaltheorien eventuell im Sinne eines Gesetzesglaubens anzuwenden, führt unweigerlich zu Fehlern¹³, die das Erscheinungsbild des Forschungsgegenstandes in dieser Wissenschaft erheblich entstellen beziehungsweise den Forschungsgegenstand verstellen können. „Reife“ Theorien dagegen sind „finalisierte“ Theorien. Ihr Gültigkeitsbereich ist im Verlauf des Forschungsprozesses eingeschränkt worden. Deswegen ist die Fehleranfälligkeit der Forschungsergebnisse, die auf finalisierten Theorien beruhen, geringer. Außerdem könnten hier viel leichter weitere Korrekturen vorgenommen werden, da diesen Theorien bereits die imperialistischen Zähne gezogen sind. Sie dienen nicht mehr der Selbstidentifikation von mächtigen wissenschaftlichen Institutionen und werden deshalb nicht mehr von diesen mit großem rhetorischen Aufwand verteidigt. Mit finalisierten Theorien haben wir also entideologisierte Werkzeuge zur Hand.

Die Finalisierung von Theorien geschieht als einer der Mechanismen des wissenschaftlichen Fortschrittes ganz natürlich und von selbst - vorausgesetzt es gibt Fortschritte in einer Wissenschaft. Es spricht jedoch überhaupt nichts dagegen, Finalisierungen aktiv vorzunehmen. Bevor mit einer Theorie oder Methode an einen Forschungsgegenstand herantreten wird, kann man (und vielleicht sollte man es auch) durchaus überprüfen, ob die Theorie Gültigkeit für

¹¹ STACHOWIAK 1995

¹² BÖHME 1993; BÖHME, DAELE, KROHN 1973

¹³ Die grundsätzliche Fehlbarkeit der Vernunft wird hier mit POPPER (1935) vorausgesetzt.

den gesamten Gegenstand oder nur für Teilbereiche hat. In der Praxis kann eine solche Überprüfung innerhalb des Forschungsprozesses selbst am besten stattfinden, womit wir wieder nahe an einem Lakatos'schen Forschungsprogramm wären. Eines sollte hier jedoch streng beachtet werden: Finalisierungsprozesse sind universalistische Prozesse. Ist eine Theorie anhand eines Gegenstandes finalisiert worden, so gilt sie insgesamt als finalisiert.

Ich ziehe nun ein kurzes Zwischenfazit, bevor ich das Gesagte an einem Beispiel veranschaulichen und mögliche Auswirkungen dieser Überlegungen auf die sozialwissenschaftliche Japanforschung andeuten möchte. Die beiden Ansätze, die ich hier beispielhaft für die beiden großen Richtungen innerhalb der neueren Wissenschaftstheorie aufgeführt habe (außen vor blieben der extreme Relativismus und die Rechtfertigungstheorien), legen einen flexiblen und reflexiven Umgang unter anderem mit der etablierten sozialwissenschaftlichen Theorie nahe. Nach kritisch-rationalistischer Auffassung sollte die Forschungspraxis dazu dienen, Theorien und Methoden am Gegenstand zu testen, gegebenenfalls zu verwerfen oder (mit Lakatos) stufenweise an Sollbruchstellen zu verbessern. Nach pragmatischer Auffassung (zumindest von Böhme und anderen) ist dagegen die Anwendung von Theorien und Methoden durchaus statthaft, allerdings nur, wenn sie zuvor finalisiert worden sind. Man könnte dies auch als raffinierten Anwendungsgedanken gegenüber dem naiven Anwendungsgedanken der Rechtfertigungstheorien bezeichnen. Gemeinsam ist beiden Richtungen, daß eine beständige Überprüfung des wissenschaftlichen Instrumentariums für notwendig gehalten wird. In der Sozialwissenschaft aufgestellte Prämissen können davon nicht sinnvoll ausgenommen werden.

3. Das Problem des Individualismus in den Sozialwissenschaften

Ich möchte dies nun kurz näher anhand des Problems des Individualismus in den Sozialwissenschaften veranschaulichen. Eigentlich besteht das Problem aus drei Einzelfragen, nämlich dem Individualismus als methodischem Vorgehen (dem methodischen Individualismus), dem im Forschungsgegenstand selbst erkannten Individualismus (oder ontologischen Individualismus) und dem Problem der unreflektierten Vermischung der beiden Ebenen. Letzteres, nämlich die unreflektierte Identifikation eines analytischen Theorems mit einer Tatsache in der Welt stellt natürlich einen klassischen logischen Kategorienfehler dar. Wenden wir uns zunächst dem methodischen Individualismus zu, der in der heutigen Form von Popper¹⁴ stammt und letztlich nur besagt, daß wenn wir etwas wissen wollen über einen Menschen, wir ihn selbst nach seiner Meinung fragen sollten oder zuvörderst seine individuellen Lebensumstände in Betracht ziehen sollten. Dies im Gegensatz zum Marxismus (gegen den Popper hier auch hauptsächlich argumentiert), in dem überindividuelle Klasseninteressen, auch zur Beschreibung der sozialen Lage des Einzelnen, für wichtiger gehalten werden. Der methodische Individualismus ist heute weitverbreitet und meiner Meinung nach solange unproblematisch, wie er eben rein methodisch bleibt und nicht gleichzeitig ontologisch aufgefaßt wird, d.h. solange wir grundsätzlich davon ausgehen, daß das Denken, Fühlen und Handeln des einzelnen Menschen konstitutiv für jegliche kulturelle und

¹⁴ POPPER 1966

gesellschaftliche Formation ist, uns aber nicht der Vorstellung verschließen, daß diese starke Eigendynamiken entwickeln können. Man sollte also Popper beim Wort nehmen und auch den methodischen Individualismus immer wieder am Gegenstand reflektieren.

Unter anderem wohl weil der Poppersche methodische Individualismus auch als in außerwissenschaftlichen Kontexten wirksames Kampfmittel für eine „offene Gesellschaft“ konzipiert und benutzt wurde¹⁵, aber auch in der Soziologie vor allem auf Max Weber¹⁶ zurückzuführen sich derartige Auffassungen etabliert hatten, kam es in den Sozialwissenschaften verbreitet zu einer Identifikation von methodischem und ontologischem Individualismus. (Wie gesagt ein klassischer Kategorienfehler). Innerhalb des methodischen Werkzeuges selbst bewegt sich seither zuweilen eine vorempirische Typisierung des modernen Menschen als ontologisch individualistisch und eine ebenso vorempirische gegenteilige Bewertung von nicht westlich-industriekapitalistischen Kontexten. Es läßt sich meiner Meinung nach klar aufzeigen, daß soziologische Untersuchungen der japanischen Gesellschaft, die zur Diagnose von antiindividualistischen Tendenzen und ähnlichen Dingen gelangen, solches der naiven Anwendung imperialistischer Theorien verdanken¹⁷.

Schauen wir uns an, wie mit diesem Problem in den beiden vorgestellten neueren Methodologien umgegangen werden kann. Wir würden hier keinesfalls zu Ergebnissen folgender Art kommen, wie sie uns aus der soziologischen Literatur leider allzu vertraut sind:

(1. Beispiel:) „Die japanische Gesellschaft weist Defizite in der Ausformung individualistischer Verhaltensweisen auf.“

¹⁵ CHALMERS (1985) weist auf die Inkonsistenz einiger Aspekte des Popperschen methodischen Individualismus mit seinem übrigen Schaffen hin. Popper selbst immunisiert den methodischen Individualismus gegen Falsifikation. Dadurch kommt der methodische Individualismus der Popperschen Schriften einem ontologischen Individualismus schon gefährlich nahe. Ebenso wie bei Weber (siehe folgende Fußnote) wird als Grundlage für den (methodischen?) Individualismus das „Rationalitätsprinzip“ menschlichen Handelns gesehen. Auch diese Prämisse ist nicht überprüfbar, da lediglich eine Identifikation via Definition. Popper hat hier ganz offensichtlich, entgegen der Logik seines sonstigen Schaffens, reichlich unreflektiert als Kind seiner Zeit, seiner Kultur und Schicht und natürlich politisch intendiert gehandelt. Eben diese Inkonsistenzen trugen Popper ja den aus Sicht des jüngeren kritischen Rationalismus völlig vermeidbaren Positivismusstreit ein. Vielleicht ist es eine Aufgabe der kulturvergleichenden Wissenschaften, exaktere Versionen des methodischen Individualismus zu entwerfen.

¹⁶ WEBER 1963, 1964. Daß Weber den eigenen Deutungsmustern (u.a. der Geschichte) die gleiche Form der „Rationalität“ zumißt wie dem sich allmählich aufwärts entwickelnden, d.h. sich „rationalisierenden“ Handeln seiner (westlichen) historischen Akteure (WEBER 1968: 114-121), expliziert seinen naturalistischen Irrtum. Sollen wir das so verstehen, daß die „Rationalität“ eine lange evolutionäre Entwicklung hat nehmen müssen, um schließlich in der Analyse Webers zu sich selbst zu finden? „Rationalität“ und „Individualismus“ sind bei Weber nahezu identisch. Ihre Verortung allein in westlichen Gesellschaften zusammen mit der Betonung der Überlegenheit einer derartig konzipierten Form menschlichen Handelns (natürlich eine erfundene Tradition) und der zum Teil bis heute vorherrschenden Akzeptanz solchen Denkens weist auf die enormen Probleme hin, die der Regionalforschung und einer symmetrischen vergleichenden Gesellschafts- und Kulturforschung durch fundamentale Theoriefehler in den Weg gelegt sind.

¹⁷ Ich denke hier insbesondere an die Modernisierungstheorie.

(2. Beispiel:) „In den 80er Jahren ist eine deutliche Zunahme individualistischer Verhaltensmuster zu verzeichnen.“¹⁸ etc.

Vielmehr würden wir - etwa einem Lakatoschen Forschungsprogramm folgend - Aussagen folgender Art erhalten:

„Das Konzept des ontologischen Individualismus hat sich anhand von Untersuchungen in Japan bewährt, beziehungsweise: Es muß vor dem Hintergrund der Untersuchungen verworfen werden. Folgende alternative Konzepte beziehungsweise folgende Modifizierungen sollen nun im Forschungsprogramm einer Prüfung unterzogen werden“.

Dem Finalisierungsgedanken folgend würde man eventuell zu der Einschätzung gelangen, daß das Konzept des ontologischen Individualismus nur auf bestimmte Formen sozialer Interaktionen in Japan, beispielsweise Formen des Konsumentenverhaltens oder ähnliches, anwendbar ist. Eine solche Finalisierung wäre universell gültig. Das heißt sie wäre ein Beitrag dazu, nicht allein die Anwendbarkeit auf Japan einzuschränken, sondern die Prämisse und damit die sie verwendende Theorie allgemein zu finalisieren. Fortschritte für die Soziologie insgesamt oder Entscheidungshilfen bei innerhalb der Soziologie bestehenden grundsätzlichen Kontroversen sollen dabei also keineswegs ausgeschlossen werden.

Lassen Sie uns hier noch einen kurzen Blick auf die wirtschaftswissenschaftliche Forschung werfen. Auch in Teilen der ökonomischen Theorie spielt ein in hohem Maße ontologisch verstandener Individualismus als Prämisse eine bedeutende Rolle. Wirtschaftliches Handeln ist nach klassischer Definition¹⁹ gleichbedeutend mit den zweckrationalen, eigennütigen Tauschhandlungen von gleichberechtigten, in der Entscheidungsfindung unabhängigen Individuen in der Situation allgemeiner Knappheit²⁰. Bei der naiven Anwendung der auf diesem Axiom basierenden Theorien auf Japan ergaben sich eine derartige Vielzahl von Problemen, daß die Diskussion um deren Lösung mittlerweile ganze Bibliotheken füllt. Ein wichtiges Problem lag in dem Umstand begründet, daß in Japan offensichtlich in nichtmarktlichen Beziehungen erhebliche Werte geschaffen werden²¹. Unter der Prämisse des ontologischen Individualismus lassen sich aber Transaktionen innerhalb von Institutionen gar nicht oder nur sehr unvollständig erfassen. Hierin kann die Ursache für alle Verschwörungsvorwürfe und Gruppenmodelle gesehen werden, welche also nicht in der kollektivistischen Schande Japans, sondern in kontingenten Teilen der Basistheorie wurzeln.

¹⁸ Diese beiden Beispielsätze sind idealtypisch konstruiert. In der Literatur lassen sich große Mengen derartiger Diagnosen auffinden. Zu ihrer näheren Ausprägung und Entstehungsgeschichte vgl. DISTELRATH 1996.

¹⁹ Gemeint sind hier die Prämissen der Klassik, welche teilweise auch von Marx übernommen wurden, wie auch der Neoklassik etc.

²⁰ Zur Kritik dieser Prämissen siehe BOULDING 1976, SAWA 1982, EICHNER 1983, SAWA 1993, HAWORTH 1994, BRINKMANN 1997.

²¹ Solche Beziehungen wurden in der Forschungsgeschichte sukzessive unter anderem als „außerökonomische Zwänge“, „patrimoniale Herrschaft“ oder „Neotraditionalismus“ charakterisiert. Auf den Gedanken, daß damit nicht die soziale und ökonomische Wirklichkeit Japans, sondern Theoriefehler verdeutlicht werden, sind Teile der soziologischen und ökonomischen Forschung in Japan sowie der sozialwissenschaftlichen Japanforschung erst in jüngerer Zeit gekommen.

Auch in einigen anderen Bereichen läßt sich momentan meiner Meinung nach nicht klar erkennen, ob die bezogenen wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsergebnisse möglicherweise eher eine bestimmte Werthaltung (nämlich beispielsweise die Werthaltung des ontologischen Individualismus) widerspiegeln als die Entwicklung des Wohlstandes und des Wohlbefindens der Menschen. Ein Beispiele hierfür ist etwa die in der quantitativen Wirtschaftsgeschichte vielfach vernachlässigte ländliche Selbstversorgung²².

In letzter Ursache durch die Zurückweisung des ontologischen Individualismus durch Veblen²³ und Coase²⁴ bedingt, können inzwischen mit der Institutionenökonomie in einigen Bereichen viele Vorgänge besser erklärt oder zumindest plausibler gemacht werden²⁵. Solch erneutes Aufgreifen einer als autoritativ empfundenen Theorie ist jedoch etwas völlig anders als ein systematisches, an der neueren Wissenschaftstheorie orientiertes Vorgehen. Wenn man hierzu einem etwa an Lakatos und Böhme orientierten Programm folgen würde, würde man versuchen, den Gültigkeitsbereich des ontologischen Individualismus in der Ökonomie näher zu umreißen (Kandidaten wären hier die Verhaltensweisen auf Spotmärkten oder ähnliches) und für die anderen Bereiche versuchen, alternative konstruktive Programme zu entwickeln. Ganz wesentlich wäre es auch hier, eine universalistische Perspektive beizubehalten, denn in der Finalisierung und in einem Lakatoschen Forschungsprogramm geht es bei Annäherung an einen Gegenstand unter anderem darum, allgemeine Modifikationen zu erwerben, die an anderen Gegenständen vorläufig noch nicht entwickelt werden konnten.

5. Schlußbemerkungen

Wenn wir in der Japan-bezogenen Forschung den in der neueren Wissenschaftstheorie entworfenen Konzepten folgen wollen - mit neuerer Wissenschaftstheorie waren hier die seit den 60er Jahren erarbeiteten Ansätze gemeint, die sich letztlich allesamt den Popperschen Innovationen verdanken - müssen wir (und dies ist meine zentrale These hier) das Verhältnis von sozialwissenschaftlichen Mutterdisziplinen und Japanforschung überdenken.

Wir haben in unserer Disziplin, der sozialwissenschaftlichen Japanforschung, meiner Ansicht nach in den letzten zehn Jahren einen explosionsartigen Fortschritt erlebt. Dieser Fortschritt ist

²² NAKAMURA (1966) hat für das Ende des 19. Jahrhunderts dieses Desiderat aufgedeckt und folgerichtig die Wachstumsraten des Bruttosozialprodukts nach unten korrigiert. Möglicherweise würde eine stärkere Beachtung der auch noch in den 1950er Jahre auf dem Lande vorfindlichen Selbstversorgung dazu Anlaß geben, die Wachstumsraten der 1960er Jahre nach unten zu korrigieren. Bislang ist diese nicht-monetäre, in familiären oder kollektiven Formationen erwirtschaftete Wertschöpfung nicht in die Gesamtrechnung eingegangen.

²³ VEBLÉN 1899

²⁴ COASE 1937. Zur neueren Institutionenökonomie siehe beispielsweise WILLIAMSON 1990 oder FURUBOTN, RICHTER 1991. Vgl. auch die Vorschläge von NORTH (1992:6) zum Verhältnis von methodischem Individualismus und Institutionenanalysen.

²⁵ Zur Institutionenökonomie in Japan siehe beispielsweise AOKI 1990. Es sollte hier aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Institutionenökonomie in Japan auch von marxistischer Seite begrüßt worden ist, die darin wohl ein probates Mittel gegen die Vorherrschaft der neoklassischen Ökonomie gefunden zu haben glaubt (vgl. TSURU 1993).

insbesondere in dem Umstand zu sehen, daß die etablierten Methoden der Sozialwissenschaften allgemein vertraut sind und, allein auf dieser Ebene, exakt umgesetzt werden. Ich argumentiere deshalb auch keineswegs dahingehend - wie vielleicht deutlich geworden ist - dieses Kind mit dem Bade auszuschütten.

Mit der erreichten Souveränität wächst jedoch auch die Verantwortung. Konzeptionelle Fehler der sozialwissenschaftlichen Mutterdisziplinen, die möglicherweise durch die mangelnde Kenntnis der hiesigen Soziologen und Ökonomen von außereuropäischen, unter anderem japanischen Kontexten zustande gekommen sind, sollten sukzessive korrigiert werden. Dies mit dem Ziel eines Beitrages der Japanforschung zum Fortschritt der Theorie- oder Programmbildung in diesen Wissenschaften, aber auch einer Verringerung der Entstellung und Verstellung unseres Forschungsgegenstandes Japan. Ich habe hier versucht aufzuzeigen, daß solches weder in einem unrealistischen wissenschaftlich-revolutionären Akt bestehen muß und soll (man muß dabei kein geniales neues Paradigma entwerfen) noch in einem destruktiven Relativismus enden muß.

In der neueren Wissenschaftstheorie lassen sich vielmehr an der konkreten Forschungspraxis orientierte Ansätze finden, mit deren Hilfe man kritisches und konstruktives Arbeiten verbinden kann. Der Entwurf zukünftiger methodischer Strategien, sowohl für Dissertationen als auch für umfassendere Forschungsprojekte, könnte sich durchaus mit der Hoffnung auf Gewinn an diesen von der Wissenschaftstheorie herausgebildeten Ansätzen orientieren. Die Wertigkeit damit erarbeiteter Forschungsergebnisse innerhalb des Wissenschaftsbetrieb im Vergleich zu den Aussagen anderer Disziplinen würde ferner strukturell gesteigert.

Alle hier dargestellten Punkte konnten nur sehr skizzenhaft behandelt werden. Ich hoffe dennoch, daß ich die ungefähre Stoßrichtung meiner Argumentation verdeutlichen konnte und freue mich nun, da der Silberstreif eines Diskussionszusammenhangs bezüglich einiger der hier angesprochenen Fragen auch in unserer Disziplin am Horizont aufscheint, auf Anregungen, Kritik oder Konkretisierungen.

Literaturverzeichnis:

- ALBERT, Hans (1974) Zur Kritik ökonomischer Theorien. In: Eberlein, Gerald, Werner Kroeber-Riel und Werner Leinfellner (Hg.): *Forschungslogik der Sozialwissenschaften*. Düsseldorf: Bertelsmann. S. 227-283.
- ALBERT, Hans (1977) *Kritische Vernunft und menschliche Praxis*. Stuttgart: Reclam.
- ALBERT, Hans (1980) *Traktat über kritische Vernunft*. 4. erweiterte und verbesserte Aufl. Tübingen: Mohr.
- ALBERT, Hans (1982) *Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft*. Tübingen: Mohr.
- AOKI, Masahiko (Hg.) (1990) *The Economic Analysis of the Japanese Firm*. Amsterdam: North-Holland.
- BÖHME, Gernot; Wolfgang van den DAELE und Wolfgang KROHN (1973) Die Finalisierung der Wissenschaft. in: *Zeitschrift für Soziologie*. Nr. 2. S. 128-144.
- BÖHME, Gernot (1993) *Am Ende des Baconschen Zeitalters. Studien zur Wissenschaftsentwicklung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- BOULDING, Kenneth E. (1976) *Ökonomie als Wissenschaft*. München: Piper.
- BRINKMANN, Gerhard (1997) *Analytische Wissenschaftstheorie. Einführung sowie Anwendung auf einige Stücke der Volkswirtschaftslehre*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.
- CARNAP, Rudolf (1928) *Der logische Aufbau der Welt*. Berlin-Schlachtensee: Weltkreis.
- CHALMERS, A.F. (1985) Methodological Individualism. An Incongruity in Popper's Philosophy. In: Currie, Gregory und Alan Musgrave (Hg.): *Popper and the Human Sciences*. Dordrecht: Martinus Nijhoff. S. 73-87.
- COASE, Ronald H. (1937) The Nature of the Firm. In: *Economica*. New Series, 4. S. 386-405.
- DISTELRATH, Günther (1996) *Die japanische Produktionsweise. Zur wissenschaftlichen Genese einer stereotypen Sicht der japanischen Wirtschaft*. Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien Bd. 18. München: Iudicium.
- EICHNER, Alfred S. (Hg.) (1983) *Why Economics is not yet a Science*. Armonk N.Y.: Sharpe.
- FEYERABEND, Paul (1986) *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- FEYERABEND, Paul und Hans ALBERT (1997) *Briefwechsel*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- FURUBOTN, Eirik G. und Rudolf RICHTER (Hg.) (1991) *The New Institutional Economics. A Collection of Articles from the Journal of Institutional and Theoretical Economics*. Tübingen: Mohr.
- GRATHOFF, Richard (1995) *Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- HARTMANN, Dirk und Peter JANICH (Hg.) (1996) *Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- HAWORTH, Alan (1994) *Anti-libertarianism. Markets, Philosophy and Myth*. London: Routledge.
- KIRCHGÄSSNER, Gebhard (1991) *Homo oeconomicus. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. Tübingen: Mohr.
- KUHN, Thomas (1981) *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- LAKATOS, Imre (1974) Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: Lakatos, Imre und Alan Musgrave (Hg.): *Kritik und Erkenntnisfortschritt*. Braunschweig: Vieweg S. 89-189.
- NAKAMURA, James Ichijuro (1966) *Agricultural Production and the economic development of Japan. 1873-1922*. Princeton: Princeton University Press
- NORTH, Douglas C. (1992) *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*. Tübingen: Mohr.
- POPPER, Karl R. (1935) *Logik der Forschung*. Wien: Springer.
- POPPER, Karl R. (1966) *The Open Society and Its Enemies*. 5. Aufl. (überarbeitet). London: Routledge and Paul Kegan.
- SAWA, Takamitsu (1982) *Keizai-gaku towa nani darôka*. Tokyo: Iwanami Shoten.
- SAWA, Takamitsu (1993) *Seijukuka Shakai no Keizai Rinri*. Tokyo: Iwanami Shoten.
- STACHOWIAK, Herbert (1995) *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens*. Bd.5: Pragmatische Tendenzen in der Wissenschaftstheorie. Hamburg: Meiner.
- TSURU, Shigeto (1993) *Institutional Economics Revisited*. Cambridge Mass.: Cambridge University Press.
- VEBLÉN, Thorstein (1899) *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study of the Evolution of Institutions*. London: Macmillan. Deutsch: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt a. M. 1986: Fischer.

- WEBER, Max (1963) *Gesammelte Werke zur Religionssoziologie*. Bd. 1. Tübingen: Mohr.
- WEBER, Max (1964) *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- WEBER, Max (1968) *Methodologische Schriften*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- WILLIAMSON, Oliver E. (1990) *Die ökonomischen Institutionen des Kapitalismus. Unternehmen, Märkte, Kooperationen*. Tübingen: Mohr.

Evelyn Schulz

Stadt in Japan - eine interdisziplinäre Herausforderung

I. Einleitung

Vor zwei Jahren hielt ich in der Fachgruppe „Kultur“ ein kurzes Referat zum Thema „Grenzgänge und Gratwanderungen: Die Stadt als Gegenstand der Japanologie?“ Damals war das Fragezeichen am Ende des Titels ein sehr großes; mittlerweile möchte ich behaupten, daß die Stadt in Japan in viel stärkerem Maße, als das bisher der Fall ist, Gegenstand der Japanologie und der japanbezogenen Sozialwissenschaften sein sollte.

Wie komme ich zu dieser Behauptung? Von meiner Ausbildung bin ich Japanologin; in meinem Fall heißt das, daß ich mich während meines Studiums vor allem mit literarischen Texten befaßt habe. Allerdings fand ich schon während der Arbeit an meiner Dissertation eine rein textimmanente Herangehensweise wenig fruchtbar. Ich untersuchte die Kritik des Schriftstellers Nagai Kafû am japanischen Modernisierungsprozeß und am westlichen Projekt der Moderne und las Kafûs Texte sowohl als literarische Werke als auch als historische Dokumente, weshalb jedes Kapitel meiner Arbeit eine Auseinandersetzung mit einem anderen Diskurs erforderte, was wiederum jeweils eine andere Art von Gratwanderung zwischen verschiedenen Disziplinen war. Einer dieser Diskurse war die Rolle Tôkyôs als Hauptstadt Japans. Ich stellte fest, ja, ich möchte sogar behaupten, daß eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit moderner japanischer Literatur, die das Problemfeld der japanischen Moderne und die Kontexte „Tôkyô“, „Stadt“, „Urbanisierung“ und „Nationalismus“ nicht miteinschließt, der ideengeschichtlichen Bedeutung zahlreicher dieser Texte nicht gerecht werden kann. Sie sind, um mit Mishima Ken'ichi zu sprechen, eine verschlüsselte Verarbeitung der Modernisierungserfahrung — und deren wesentliches Element ist die moderne Stadt.¹ Doch diesem Zusammenhang wurde bisher wenig Rechnung getragen.

Mich interessiert, sehr allgemein gesprochen, wie „Stadt in Japan“ erlebt, gedacht und geplant wird. Über die „Stadt in Japan“ nachzudenken, empfinde ich als eine große Herausforderung und eine sehr lohnende Aufgabe, allein schon deshalb, weil es darüber im Verhältnis zur Relevanz, Komplexität und Vielfalt des Gegenstandes nur wenige Arbeiten gibt. Aus den Fragen, die sich aus meiner Dissertation ergaben, war für mich ein neues Forschungsgebiet entstanden, das in der gegenwärtigen Wissenschaftslandschaft möglicherweise nur in solch einem — salopp gesprochen — Kraut&Rüben-Fach wie Japanologie Platz hat. Dies meine ich keineswegs abwertend. Vielmehr möchte ich die

¹Vgl. Mishima, Ken'ichi: Die Schmerzen der Modernisierung als Auslöser kultureller Selbstbehauptung. Zur geistigen Auseinandersetzung Japans mit dem „Westen“, in: Hijiya-Kirschner, Irmela (Hg.), *Überwindung der Moderne? Japan am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1996, S. 86—122; hier S. 94.

inhaltliche und methodologische Offenheit des Faches nutzen, um neue Pfade zu betreten.

Heute möchte ich jedoch nicht über meine Arbeit sprechen,² sondern einige Vorschläge unterbreiten, wie „Stadt in Japan“ zu einem Gegenstand der Japanforschung werden könnte.

Die Stadt ist nicht nur für die Japaner, sondern auch für uns Alltag geworden. In seinem Drehbuch „Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit“ bemerkt Alexander Kluge, daß die Menschen nur 1% ihrer 500.000-jährigen Geschichte in Städten verbracht haben.³ Auch wenn die Geschichte der Stadt im Vergleich zu der des Menschen relativ kurz ist, ist sie nicht weniger folgenreich. Im Gegenteil: Im Laufe des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts ist die Stadt weltweit zur dominierenden Organisationsform der industrialisierten Gesellschaft und der damit zusammenhängenden Veränderungen menschlicher Lebensbezüge geworden. Dieser Trend wird sich trotz zahlreicher Dezentralisierungsbemühungen im kommenden Jahrhundert noch verstärken. Während an der Wende zum 19. Jahrhundert nur 14% der Weltbevölkerung in Städten lebten und es nur 11 Millionenstädte gab, zählt man gegenwärtig mehr als 400 Städte mit einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen und 20 Städte mit mehr als 10 Millionen Einwohnern. Japan ist bereits heute eines der am dichtbevölkertsten Länder der Welt; etwa drei Viertel seiner Bevölkerung leben in Städten.

II. „Stadt“ als Forschungsgegenstand

„Stadt“ ist jedoch keineswegs nur ein quantitatives, statistisch darstellbares Problem, sondern vor allem auch ein historisches, soziales und kulturelles Gefüge. Dies wird bereits deutlich, wenn man sich die Vielschichtigkeit des Stadtbegriffs im europäischen Kontext veranschaulicht. „Stadt“ wird als ein komplexes, dynamisches System betrachtet, für das es keine einheitliche Definition geben kann. Je nach Fragestellung werden unterschiedliche Kategorien zur Beschreibung städtischer Merkmale herangezogen. Neben der juristischen bzw. verwaltungsrechtlichen Bestimmung des Stadtbegriffs wird häufig die räumliche Komponente als verbindende Klammer den Kategorien zugrundegelegt, mit denen man versucht, das Phänomen Stadt begrifflich zu fassen. Eine gängige Methode, eine Siedlung als „Stadt“ zu definieren, ist die nach der Größe, d.h. ihrer Einwohnerzahl. Hier wird die historische Bedingtheit, der kulturelle Konstruktionscharakter von „Stadt“ deutlich. So hat der Reichsstatistik von 1871 zufolge eine Großstadt mehr als 100 000 Einwohner. Diese Werte können natürlich schon lange nicht mehr gelten. Im Sommer 1998 wurde durch eine Verwaltungsreform Chongqing in China mit 30 Millionen Einwohnern die größte Stadt der

² Ich arbeite an einer Habilitationsschrift zu "Diskurse über Tôkyô in fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten als Medium national-kultureller Identitätsfindung". Erste Ergebnisse stellte ich in meinem Referat "Mapping the City and Tracing out the Past: Images of Tôkyô in 'Accounts of Prosperity' (*hanjôki*), 1900-1930" vor, gehalten auf dem internationalen Workshop "Rethinking the Urban and Mass Culture in 1920s and 1930s Japan: Representations, Politics, Identities, and Subject Formations" (Zürich, 19.-20. Oktober 1998). Die Beiträge werden als Sammelband der Zeitschrift *Asiatische Studien. Études Asiatiques. Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft. Revue de la Société Suisse-Asie*, Nr. 2, 1999 publiziert.

³Vgl. Kluge 1985, S. 27.

Welt. Allerdings umfaßt der Raum, mit dem wir stadtsspezifische Eigenschaften wie einen kompakten Siedlungskörper, die Verdichtung von Menschen und Verkehr, Konzentration von Industrie und Handel und kulturelle Institutionen verbinden, nur etwa 8 Millionen Einwohner.

Viele Bilder der Stadt, die wir für selbstverständlich halten, sind in unserem kulturellen Kontext begründet. So sprach der Soziologe Alain Touraine im Anschluß an die Stadtentwicklungskonferenz Habitat II im Juli 1996, die ganz im Zeichen von Bestandsaufnahmen, Katastrophenszenarien und Zukunftsentwürfen für die urbanisierte Menschheit stand, vom „Ende der Städte“.⁴ Diese Behauptung basiert auf einem Bild, das seit dem Mittelalter unsere Wahrnehmung von „Stadt“ geprägt hat: „Stadt“ wuchs um die einst wichtigen Handlungsorte - Palast, Markt, Kathedrale - und zentrierte sich ab dem 12. Jahrhundert um die Idee des Bürgers und der Gemeinschaft. Doch ist diese Idee der Stadt in großen Teilen der Welt nie Realität gewesen. Wie wir spätestens seit Max Webers Äußerungen in „Wirtschaft und Gesellschaft“ (1921/22) wissen, hat es sie in Japan in dieser Form nie gegeben.⁵ Angesichts der Relativität des Stadtbegriffs ist dem Kulturwissenschaftler James Donald rechtzugeben, der — leicht polemisch — behauptet, daß es „so ein Ding wie eine Stadt nicht gibt“.⁶ Was also ist „die Stadt“? Und was heißt es, Stadtforschung zu betreiben?

Die Stadt und all das, was in ihr vorgeht, wurden erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts Gegenstand akademischen Interesses.⁷ Dies trifft nicht nur für Europa und Nordamerika zu, sondern auch für Japan. Die moderne Stadtforschung ist seit ihrem Beginn in zwei Bereiche, den der materiellen Stadt in Städtebau und Architektur und den der ideellen Stadt in Philosophie und Literatur, aufgeteilt. Drei Ebenen städtischer Repräsentation sind zu unterscheiden: 1) die räumliche Ebene, 2) die symbolische Ebene und 3) die Ebene der geistigen Konstrukte, die sich aus dem Zusammenwirken der zuvor genannten Ebenen ergibt.

Die Erforschung der Lebensverhältnisse in den Städten war Ausgangspunkt für die im Entstehen begriffenen Sozialwissenschaften. Die Arbeiten von Georg Simmel, Max Weber, Ferdinand Tönnies, Émile Durkheim und auch Karl Mannheim setzen bei einer städtischen Gesellschaft an, die von der Ausbreitung kapitalistischer Wirtschaftsformen geprägt wurde und an der Schnittstelle von einer agrarischen zu einer städtischen Weltordnung stand.

Auch die Literaturwissenschaften entdeckten die Stadt als Forschungsgegenstand. Allerdings ist es seit Walter Benjamins Baudelaire-Studien üblich geworden, allein in der

⁴Touraine, Alain: Das Ende der Städte?, in: *Die Zeit*, Nr. 23, 31. 5. 1996, S. 24.

⁵Vgl. Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1976, S. 733.

⁶Donald, James: Metropolis. The City as Text, in: Bocoock, Robert, und Kenneth Thompson (Hg.), *Social and Cultural Forms of Modernity*, Cambridge 1992, S. 417-61; hier S. 427.

⁷So tauchte der Begriff "Städtebau" für die vorausschauende Ordnung des baulichen Geschehens in der Stadt erstmals in dem Buchtitel "Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen" (Wien 1889) von Camillo Sitte und in dem als Teil des "Handbuchs der Architektur" erschienen Band von Josef Stübben, "Der Städtebau" (Darmstadt 1890), auf. Vgl. *Handwörterbuch der Raumordnung*, Hannover 1995, S. 875.

modernen Dichtung und Literatur die „echte historische Erfahrung“⁸ der modernen Grosstadt zu suchen. Tatsächlich kann diese "echte historische Erfahrung" anhand zahlloser Werke in Literatur und Kunst nachvollzogen werden.⁹ Daneben zeichnen die Feuilletons in Zeitungen und Zeitschriften, Stadtführer und Reportagen Bilder der Stadt, die den „Wahrheitsgehalt“ literarischer Stadtbeschreibungen von Honoré de Balzac, Émile Zola, aber auch von James Joyce und John Dos Passos nicht widerlegen. Vielmehr sind sie als eine andere, aber nicht weniger legitime Darstellung der Wirklichkeit zu verstehen. Alle Bilder der Stadt beziehen sich auf eine vergangene, eine bereits existierende oder eine zukünftige Gesellschaftsordnung. Sie sind Ausdruck bestimmter Ideologien und sind mit unterschiedlichen Vorstellungen vom Verlauf der Geschichte verbunden.¹⁰ Die strikte Trennung zwischen „realer Stadt“ und „diskursiver Stadt“ ist daher wenig sinnvoll — die eine kann ohne die andere nicht existieren.¹¹ Dies ist in Japan nicht anders.

Alle Darstellungen der modernen Stadt — sei es in der Kunst, der Literatur oder auch in der Musik¹² — sind von den verschiedenen Prozessen durchdrungen, die wir heute unter den Begriffen der Modernisierung zusammenfassen. Deren wesentlicher Bestandteil ist der Prozeß der Technisierung, die Verdichtung und Umdeutung von Räumen und die permanente Neubildung von Identitäten. Wichtigster Ort und Gestaltungsraum dieser Prozesse sind vor allem die Städte. Die Veränderung von zentralen Elementen von Urbanität — Kultur, Wissenschaft, Architektur, Technik und Ökonomie — verweisen auf die Bedeutung der Stadt als „Laboratorium gesellschaftlichen Wandels“.¹³ Die Stadt ist geradezu als Objekt sozialwissenschaftlicher (Japan)Forschung prädestiniert.

Ebenso wie Texte über Städte, seien es Berlin, Shanghai, New York oder Tôkyô, allein aufgrund der verschiedenen Textgenres, in denen geschrieben wird, jeweils nur einen kleinen Ausschnitt der urbanisierten Lebenswelt repräsentieren können, ist es fraglich, ob eine Stadtforschung, die ausschließlich auf der Fragmentierung der Stadt in unterschiedliche Wissenszweige basiert, der Komplexität des Gegenstandes gerecht werden kann. Bereits in den frühen 1970er Jahren, als die Erforschung der Geschichte der Stadt an Bedeutung gewann, wurden an den Bereich der „Neuen Stadtgeschichte“ (new urban history) drei Forderungen gestellt, die sich aufeinander beziehen und die mittlerweile auch Bestandteil der Kritik an den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt sind. Gefordert wird u.a., sozialwissenschaftliche Theorien mit historischen Materialien zu verbinden, die Grenzen zwischen den traditionellen akademischen Disziplinen zu verschieben und den Rahmen der

⁸Walter Benjamin: Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, in: Tiedemann, Rolf und Hermann Schweppenhäuser (Hg.), *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, 2: *Abhandlungen*, Frankfurt am Main 1980, S. 509-690; hier: S. 643.

⁹ So bestand ein wichtiger Teil des Programms der Futuristen in dem Versuch, die Geschwindigkeit zu malen. Vgl. Mautner Markof, Mariatt: Umberto Bocconi und die Zeitbegriffe in der futuristischen Kunst 1910-1914, in: Baudson, Michel (Hg.), *Zeit. Die vierte Dimension in der Kunst*, Weinheim 1985, S. 169-184.

¹⁰Vgl. Pike, Burton: *The Image of the City in Modern Literature*, Princeton 1981. Hier schreibt Pike: „...City‘ is, by any definition, a social image.“ (Ebd., S. 14.)

¹¹King, Anthony D.: *Re-presenting the City. Ethnicity, Capital and Culture in the 21st-Century Metropolis*, New York 1996, S. 4.

¹²Vgl. etwa die Komposition „City Life“ von Steve Reich (Erstaufführung 1995).

¹³Häußermann, Hartmut: Urbanität, in: Brandner, Birgit, Kurt Luger und Ingo Mörth (Hg.), *Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur*, Wien 1994, S. 74.

Stadtforschung so zu erweitern, daß auch die soziale Erfahrung von alltäglichen Menschen miteinbezogen wird.¹⁴

Trotz dieser klaren Vorgaben beklagten die Herausgeber des 1984 in den USA erschienenen Sammelbandes „The City in Cultural Context“, daß seit den 60er Jahren die Erforschung der Stadt und der Urbanisierung zur Einseitigkeit tendiere. Die Herausgeber des Bandes kritisieren, daß zu häufig vergessen werde, daß beim Planen und Bauen von Städten und den zahlreichen Transformationsprozessen, die die Urbanisierung mit sich bringt, Menschen die weitaus wichtigste Rolle spielen. Um dieses Defizit abzubauen, betonen die Autoren der einzelnen Beiträge das Prozeßhafte der „Kultur“ und heben die kontinuierlichen Wechselbeziehungen hervor, die zwischen dem Entstehungsprozeß von Städten und von Kultur bzw. Kulturen bestehen.¹⁵ Institutionell bemängeln sie vor allem das Fehlen des Austauschs und der Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Disziplinen.

Die „new urban history“ nahm damit vieles von dem vorweg, was heute unter dem Stichwort „cultural studies“ gefordert wird. Hier wird „Kultur“ häufig als Handlungsfeld definiert, das durch gesellschaftliche Machtverhältnisse strukturiert ist und in dem unterschiedliche soziale Gruppierungen bzw. deren politisch-ideologische Leitvorstellungen in Konkurrenz zueinander treten. Mittlerweile ist in der Stadtforschung die Auseinandersetzung mit den Kernideen der „cultural studies“ anhand zahlreicher Projekte, Symposien und Publikationen ablesbar. In den Literatur- und Geschichtswissenschaften ist ein regelrechter Boom von stadtbezogenen Arbeiten zu sehen. Hier wird die „Stadt“ gar als eine kulturtheoretische Kategorie bezeichnet.¹⁶

III. Ostasienforschung und „die Stadt“

Insgesamt ist in den letzten Jahren das allgemeine Interesse an Städten und Architektur in Ostasien und vor allem in Japan gewachsen. Die Ausstellung zum 100-jährigen Jubiläum der „Wiener Sezession“, die zu Beginn dieses Jahres unter dem programmatischen Titel „Cities on the Move“ in Wien stattfand, machte deutlich, daß das explodierende Städtewachstum in den Ländern Südost- und Ostasiens von globaler Relevanz ist.¹⁷ Dennoch sind Projekte, in denen Japan oder China angesprochen werden, weiterhin eine Seltenheit. Ansonsten sehr aufschlußreiche und anregende, einen neuen Ansatz verfolgende Sammelbände wie etwa „Die

¹⁴Vgl. Schnore, Leo F.: Urban History and Social Sciences. An Uneasy Marriage, in: *Journal of Urban History*, Bd. 1, H. 4, 1975, S. 395—408; hier S. 399.

¹⁵Agnew, John A., Mercer, John und David Edward Sopher: Preface, in: Dies. (Hg.), *The City in Cultural Context*, Boston u.a. 1984, S. vii-ix. Es ist erstaunlich, daß hier dem Artikel zu Japan keine einzige japanischsprachige Quelle zugrundeliegt.

¹⁶Vgl. Steinfeld, Thomas, und Heidrun Suhr (Hg.): *In der großen Stadt. Die Metropole als kulturtheoretische Kategorie*, Frankfurt am Main 1990.

¹⁷Hou Hanru und Hans Ulrich Obrist: *Cities on the Move*, Ostfildern-Ruit 1997.

Unwirklichkeit der Städte“¹⁸ oder „Die Großstadt als ‚Text‘“¹⁹ bearbeiten hauptsächlich europäische Materialien. Nordamerika wird, wenn überhaupt, nur am Rande berührt. Kein einziger Beitrag befaßt sich mit einem nicht-westlichen Land, geschweige denn Japan. Auch der vielbeachtete Sammelband „Re-presenting the City: Ethnicity, Capital and Culture in the 21st-Century Metropolis“²⁰ ist zu sehr in den inneramerikanischen Diskurs über Minderheiten, Ghettobildung und Rasse involviert, um den Blick auf Ostasien zu richten.

Zwar hat die Stadt als „Laboratorium gesellschaftlichen Wandels“ mittlerweile Eingang in die hiesige Ostasienforschung gefunden, aber insgesamt ist das Thema im Verhältnis zu seiner Relevanz erstaunlich unterrepräsentiert. Unter den wenigen mir bekannten Beispielen, in denen die Methodenvielfalt und Zusammenarbeit von Wissenschaftlern aus verschiedenen Disziplinen, wie sie die Stadtforschung erfordert, als Chance für eine neue Form von wissenschaftlicher Organisation und interkultureller Kommunikation begriffen wird, wie sie auch für die Japanforschung wünschenswert wäre, möchte ich auf folgende hinweisen. Das Sinologische Seminar der Universität Heidelberg organisierte im Juni 1998 ein interdisziplinär konzipiertes Symposium zur Entstehung einer multikulturellen Gesellschaft in den International Settlements von Shanghai um 1900. Ziel war es, neue Arten von Materialien heranzuziehen und fächerübergreifende Methoden für die Analyse komplexer kultureller Phänomene zu entwickeln. Neben amerikanischen und deutschen Sinologen, einem Architekturhistoriker, einem Indologen und einer Japanologin referierten auch chinesische Kulturwissenschaftler. In der Japanforschung ist der 1994 publizierte Sammelband „Paris — Edo“ zu erwähnen.²¹ Aus vergleichender Perspektive werden hier Staatsbildungsprozeß und die Formierung einer städtischen Kultur zusammengedacht. Ein weiteres wichtiges Beispiel für den Austausch zwischen Sozialwissenschaftlern, Architekten, Stadtplanern und Kulturwissenschaftlern ist die Sektion „Urban and environmental studies“ auf den EAJS-Tagungen.

Das alles sind erste Anstöße, aber sie bleiben bis jetzt vereinzelt; noch ist eine wirklich interdisziplinäre Forschung nicht in Gang gekommen. Festzuhalten ist, daß die Kulturwissenschaften, die für eine zeitgemäße Stadtforschung methodologisch prädestiniert wären, Japan ausblenden, während die Japanforschung der Stadtproblematik nur ungenügend Rechnung trägt. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wie etwa die Geographie an den Ostasienwissenschaften der Universität Duisburg, befaßt sich auch die sozialwissenschaftliche Japanforschung kaum mit stadtbezogenen Themen.

IV. Wichtige interdisziplinäre Aspekte von Stadt in Japan

Im folgenden möchte ich als Beispiele für eine mögliche Zusammenarbeit zwischen japanbezogenen Sozialwissenschaften und japanologischen Literatur- und

¹⁸Vgl. Scherpe, Klaus R. (Hg.): *Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne*, Reinbek bei Hamburg 1988.

¹⁹Vgl. Smuda, Manfred (Hg.): *Die Großstadt als "Text"*, München 1992.

²⁰Wie Anm. 11.

²¹ McClain, James, John M. Merriman und Ugawa Kaoru (Hg.): *Edo and Paris: Urban Life and the State in the Early Modern Era*. London et al.: Cornell University Press, 1994.

Kulturwissenschaften fünf bisher kaum behandelte Themenkomplexe vorstellen, die miteinander verknüpft sind und die gerade aufgrund ihrer historischen Perspektive für heutige Fragestellungen von Belang sind.

1) die Konzeptualisierung des Stadtbegriffs in Japan bis zur Meiji-Zeit

Ähnlich wie der Begriff der Modernisierung ist auch die Anwendung des Stadtbegriffs in Japan von konzeptionellen Schwierigkeiten geprägt. Trotz großer Gemeinsamkeiten zwischen der „Stadt in Japan“ und der „Stadt im Westen“ bestehen wesentliche Unterschiede. So gibt es in Japan keine Tradition, in der Stadt ein Abbild utopischer Ideale zu sehen, wie es sich bei Thomas Morus oder Tommaso Campanella findet. Ebenso wenig gibt es in Japan die Tradition, wie Aristoteles und Platon die Stadt politisch zu denken oder sie gar als eine autonome politische Einheit zu betrachten. Freie Bürgerstädte in Selbstverwaltung etwa, die ein wesentlicher Bestandteil unseres Verständnisses des Städtischen sind, hat es, von wenigen Ausnahmen (z.B. Sakai in der Ashikaga-Zeit im 14. und 15. Jahrhundert) abgesehen, in der Geschichte des japanischen Städtewesens nicht gegeben. Eine begriffsgeschichtliche Analyse der Stadt in Japan, die sich nicht nur auf literarische und ideengeschichtliche Quellentexte stützt, sondern auch Ergebnisse einer sozialwissenschaftlichen Forschung, etwa über demographische Verschiebungen und Herrschaftsstrukturen, miteinbezieht, ist bisher weder in der japanischen noch in der westlichen Forschung geleistet worden.

2) Urbanisierung (real) und Modernisierung (im Diskurs) in Japan seit der Jahrhundertwende

Ab etwa 1900 führte in Japan die Fortschrittsideologie zu ähnlichen Erscheinungen wie in Europa und Nordamerika. Industrialisierung und Urbanisierung lösten eine in der japanischen Geschichte beispiellose Binnenwanderung in die Städte aus, die, von wenigen Unterbrechungen abgesehen, erst Mitte der siebziger Jahre zur Ruhe kam. Ebenso wie in Europa warf auch in Japan die Soziale Frage (*Shakai mondai*) dunkle Schatten über die allgemeine Fortschrittsgläubigkeit. Die Kritik am Modernisierungskonzept der japanischen Regierung führte zu Ähnlichkeiten mit westlichen Diskussionen um Fragen der Stadtgestaltung und Gesellschaftsreform sowie der Kunst und Literatur. Auch in Japan greifen die „reale Stadt“ und die „diskursive Stadt“ ineinander.

So diskutierte man um die Jahrhundertwende in den verschiedensten Textgenres — Reportagen, Feuilleton, Literatur, etc. — die Folgen der modernen städtischen Lebensbedingungen für die Zukunft der Gemeinschaft. Wichtige Vorbilder waren u.a. Friedrich Engels „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1845) und Henry Mayhews „London Labour and London Poor“ (1864). Im ausgehenden 19. Jahrhundert kam es weltweit zu einem Boom von Reportagen, die die Armut in den Städten und das Leben in den Slums dokumentieren. In Japan schilderten Matsubara Nijūsankaidō 1893 das „Finsterste(s) Tôkyô“ („Saiankoku no Tôkyô“) und Yokoyama Gennosuke 1899 „Japans Unterschicht“

(„Nihon no kasô shakai“) — letzteres ist auch heute noch ein Klassiker. Kôda Rohans und Katayama Sens Überlegungen zur neuen städtischen Gemeinschaft schließen an einen Diskurs an, der damals weltweit das Denken über die Reform der Gesellschaft beherrschte und dessen Kernideen auch heute wieder von Sozialwissenschaftlern wie Richard Sennett aufgegriffen werden.²² Wichtige Vertreter in Europa waren damals Ferdinand Tönnies („Gesellschaft und Gemeinschaft“), Georg Simmel (z.B. „Philosophie des Geldes“), Ebenezer Howard (Gartenstadtbewegung) und auch Edward Bellamy, dessen utopischer Roman „Looking backward, 2000-1887“ in mehr als 20 Sprachen übersetzt wurde, darunter auch ins Japanische im Jahre 1903.²³ In China griffen vor allem Kang Youwei und Liang Qichao die Frage nach der neuen Gemeinschaft auf.²⁴ Ob man hier schon von einer Vorwegnahme heutiger Globalisierungsdiskurse sprechen kann, ist eine Frage, zu deren Klärung es der Zusammenarbeit von Wissenschaftlern verschiedenster Disziplinen bedarf wie etwa Japanologie und Sinologie, Politik- und Sozialwissenschaft.

3) Leitbilder der Hauptstadt in historischer und vergleichender Perspektive

Mit der Meiji-Restauration von 1868 wurde Tôkyô Reichshauptstadt und damit zum wichtigsten Schauplatz der Modernisierung Japans. Damals wie heute galten die Hauptstädte weltweit als Sinnbild des Fortschritts und waren eine wichtige Projektionsfläche für die Identitäten der Nationalstaaten. Seit der Meiji-Zeit steht Tôkyô emblematisch für den Eintritt Japans in den Kreis der fortgeschrittenen Nationen des Westens. Dies läßt sich u.a. daran

²²Vgl. Kôda Rohans Traktat *Ikkoku no shuto* (Die Hauptstadt der Nation; 1899) und Katayama Sens *Shisei to shakaishugi* (Stadtverwaltung und Sozialismus; 1899) und *Tôkyôshi to shakaishugi* (Die Stadt Tôkyô und der Sozialismus; 1902). Zu Rohan vgl. Schulz, Evelyn: *Ikkoku no shuto* (Die Hauptstadt des Landes) von Kôda Rohan. Stadtkritik zwischen Zukunftsvision und konfuzianischem Denken, in: Pörtner, Peter u.a. (Hg.), *Referate des 10. Deutschsprachigen Japanologentags, München, 9.–12. Oktober 1996*, 1997, S. 25–33 sowie: The City as a Space of Change. Images of Tôkyô in Kôda Rohan's *Ikkoku no shuto* (One Nation's Capital; 1899), in: *Asiatische Studien. Études Asiatiques. Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft. Revue de la Société Suisse-Asie* (Themenheft zu „Diversity, Change, Fluidity. Japanese Perspectives“), Bd. 51, H. 1, 1997, S. 293–318 und dies.: The Past in Tôkyô's Future: Kôda Rohan's Thoughts on Urban Reform and the New Citizen in *Ikkoku no shuto* (One nation's capital; 1899), in: Fiévé, Nicolas, und Paul Waley (Hg.), *Power, Place, and Memory. Japanese Cities in Historical Perspective* [provisorischer Titel], Albany, New York, [erscheint voraussichtlich 1999]. Zu Katayama vgl. Sekino Mitsuo: Katayama Sen no toshi shakaishugi, in Yoshihara Naoki (Hg.), *Toshi no shisô. Kûkanron no saikôsei ni mukete*, Tôkyô (Aoki shoten), 1993, S. 100–116. - Zur heutigen Diskussion vgl. Sennett, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998; Originaltitel: *The Corrosion of Character*, New York 1998. Vgl. auch ders.: Something in the City. The Spectre of Uselessness and the Search for a Place in the World, in: *Times Literary Supplement*, 22. 9. 1995, S. 13-15.

²³Howard publizierte seine berühmte Schrift *To-morrow. A Peaceful Path to Real Reform* 1898; *Looking Backward, 2000–1887* wurde 1888 veröffentlicht. Die japanische Übersetzung wurde wiederum von chinesischen Reformern und Studenten rezipiert, die sich um die Jahrhundertwende in Japan aufhielten.

²⁴Kang Youwei entwickelte seine Ideen über die Utopie einer neuen Gemeinschaft in *Datongshu* (Das Buch von der Großen Gemeinschaft), postum 1935 publiziert. Nach dem Scheitern der 100-Tage-Reform flohen Kang Youwei und Liang Qichao nach Japan und setzten dort ihre Arbeit an der chinesischen Reformbewegung fort. Dort publizierte Liang Qichao zwischen 1902 und 1904 seinen Essay „Xinminshuo“ („Traktat über den neuen Bürger“) in Fortsetzungen in der Zeitschrift „Xinminbao“ („Zeitschrift über den neuen Bürger“).

ablesen, daß bis 1910 Tôkyô die einzige Stadt in Japan war, die mittels westlicher Architektur und moderner Techniken des Städtebaus neugestaltet wurde. Zudem stand Tôkyô bis 1945 an der Spitze des "Staatskörpers", der alle Individuen integrieren und alle Identitäten homogenisieren, kurz, Gesellschaft und Staat vereinen sollte.²⁵

Im Zuge der Modernisierung Japans kam es zu Konflikten zwischen verschiedenen städtischen Leitbildern, in deren Zentrum Tôkyô steht und die an Begriffsbildungen wie *toshi* (Stadt; bezieht sich vor allem die Stadt von „oben“), *tokai* (Stadt, Metropole; bezieht sich vor allem die Stadt als Lebensraum und Gemeinschaft) und *teito* (Reichshauptstadt) ablesbar sind. Diese Leitbilder können als Reaktionen auf die beiden Kräfte verstanden werden, die die Geschichte der Moderne entscheidend mitbestimmen: Die Internationalisierung und die Suche nach universell gültigen Kategorien einerseits, und partikularistische und ethnozentrische Tendenzen andererseits.

Jede Stadt befindet sich in permanentem Wandel und ist daher viel zu komplex, um durch ein einziges Leitbild („Identität“) repräsentiert zu werden, wie es die westliche Architektur und Stadtplanung der Moderne beabsichtigten. Daher hat auch der Diskurs über Tôkyô (*Tôkyôron*) unterschiedliche, häufig sich widersprechende Leitbilder von Tôkyô produziert. Die Geschichte Tôkyôs weist zwar Besonderheiten auf, aber sie ist kein Einzelfall. So teilt Tôkyô die Erfahrung der Transformation von einem feudalen Zentrum zur Hauptstadt eines Nationalstaats bis zu einem gewissen Grad mit zahlreichen europäischen Hauptstädten wie etwa London, Paris und Berlin.²⁶ Dieser Prozeß ist zwar mittlerweile auf der Ebene des Nationalstaats abgeschlossen, wird aber in Form eines Wettbewerbs zwischen den Metropolen um wirtschaftliche Positionen weitergeführt. Die Abhandlung „Global City: New York, London, Tokyo“ (1991) der Urbanistin Saskia Sassen ist zwar nicht ganz unumstritten, aber sie ist immerhin eine der wenigen Untersuchungen, in denen die Folgen der Globalisierung für die Städte auch am Beispiel einer nichtwestlichen Metropole dargestellt werden.

Eine vergleichende Analyse von Leitbildern der Hauptstadt in der Architektur und im Städtebau, in der Ideengeschichte und in der Literatur könnten zu einem differenzierten Verständnis der Funktion von Tôkyô im Modernisierungsprozeß Japans beitragen.

4) Massenkultur und Stadt

Die Entstehung einer Massenkultur in den zwanziger und dreißiger Jahren in Japan ist zu einem als eine Reaktion auf die Industrialisierung und Urbanisierung Japans zu verstehen, und zum anderen, wie z.B. anhand der Produktion von Monumentalfilmen gezeigt worden ist,²⁷ als eine Reaktion auf die Formierung des Nationalstaats. Auch hier spielt wiederum Tôkyô eine

²⁵Vgl. etwa Kôda Rohans Zitat zur Rolle der Hauptstadt für die Nation. Vgl. Schulz 1997 (The City as a Space of Change, wie Anm. 22), S. 307.

²⁶Vgl. Narita Ryûichi: Teito Tôkyô, in: *Iwanami kôza. Nihon tsûshi*, Bd. 16: *Kindai 1*, Tôkyô (Iwanami shoten), 1994, S. 194.

²⁷Davis, Darrell William: *Picturing Japaneseness. Monumental Style, National Identity, Japanese Film*, New York 1996.

wichtige Rolle. Nach dem Erdbeben von 1923 bot sich erstmals die Möglichkeit, Tôkyô großflächig zur Reichshauptstadt umzugestalten. Viele Erscheinungen des damaligen städtischen „Zeitgeistes“ in Japan weisen wichtige Schnittstellen zur Entstehung einer Unterhaltungs- und Massenkultur in Shanghai, New York und Berlin auf (Stichwort: „Golden Twenties“).

Eine interdisziplinäre Untersuchung der damaligen „popular culture“, die nicht nur einzelne Kunstformen und kulturelle Praktiken, sondern auch den städtischen Raum, in dem diese produziert und konsumiert werden, miteinbezieht, steht noch aus. Diese könnte u.a. für die Klärung dessen aufschlußreich sein, was heute unter dem Schlagwort „Globalisierung“ diskutiert wird. Schließlich meint Globalisierung nicht nur die Dominanz wirtschaftlicher Verflechtungen über den Staat, sondern impliziert auch zahlreiche Phänomene, die vor allem die Städte betreffen, wie etwa Migration und die Angleichung von Lebensstilen; damit meine ich z.B. auch das Entstehen einer neuen Mittelschicht in Asien, die z.B. eine ähnliche Konsumorientierung hat. Diese Prozesse waren in großen Teilen der industrialisierten Welt bereits in den zwanziger Jahren Realität geworden.

5) Aktuell: Debatten um die postmoderne Stadt

Die Frage, welche Rolle Tôkyô als Hauptstadt für die Formierung des Nationalstaats und einer kulturellen Identität Japans spielen sollte, durchzieht die gesamte Geschichte des modernen Japan und wurde unter verschiedenen Leitthemen diskutiert. In den achtziger und neunziger Jahren war der Diskurs über Japans kulturelle Identität zum einen von der Frage nach Japans Verhältnis zu Asien bestimmt, und zum anderen mit dem sogenannten „Edo Boom“ verknüpft. Die Anbindung der Vergangenheit an die Gegenwart sollte dazu beitragen, eine kulturelle Kontinuität Japans zu konstruieren und Tôkyôs Bedeutung als Wirtschaftszentrum in Ostasien hervorzuheben. Wichtiges Symbol dieses Geschichtsbildes ist das Edo Tôkyô Museum (Edo Tôkyô Hakubutsukan, eröffnet 1993). Etwa zur gleichen Zeit kam es in der westlichen Architekturdebatte zu einer regelrechten Ästhetisierung von Tôkyô als „Chaos-Stadt“, als neues Paradigma der Großstadt und Zukunftsleitbild. Architekten aus Europa und Nordamerika sahen in der japanischen Architektur einen Ausweg aus der westlichen Entwurfspraxis und realisierten Projekte in Japan.²⁸

Eine umfassende Untersuchung dieser Wechselwirkungen von Selbst- und Fremdbild, die ein einzelner Wissenschaftler, sei es ein Japanologe, Architekt oder Stadthistoriker, kaum zu leisten vermag, steht noch aus.

²⁸Vgl. etwa Shinohara Kazuo: Tôkyô. Die Schönheit des Chaos, in: *Arch+. Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, Bd. 105/106, 1990, S. 48—50 und das Themenheft zu „Megalopolis Tôkyô“ (ebenfalls *Arch+*, Bd. 123, September 1994). Vgl. auch *Kakureta chitsujo* von Ashihara Yoshinobu, ins Englische übersetzt als „The hidden order“ (vgl. Ashihara Yoshinobu: *The Hidden Order. Tôkyô through the Twentieth Century*, Tôkyô (Kôdansha) 1989).

V. Ausblick

Dies sind nur einige Beispiele von Fragestellungen, auf die ich in meiner bisherigen Arbeit gestoßen bin und zu denen ich bisher kaum Forschungsarbeiten gefunden habe. Damit ist das Thema „Stadt in Japan“ natürlich noch längst nicht ausgeschöpft.

Für die Japanforschung ist die „Stadt in Japan“ nicht nur aufgrund ihrer Relevanz in Japan — drei Viertel der Bevölkerung sind damit erfaßt — ein lohnendes Forschungsgebiet, sondern auch, weil man daran die wissenschaftstheoretischen Fragen abarbeiten könnte, die seit längerem die Kritik an den Geistes- und Sozialwissenschaften bestimmen. Stichworte wären u.a. die Identitätskrise in den Wissenschaften und die Herausforderungen durch die Globalisierung. Gefragt nach dem „Quo vadis“ der Japanforschung, würde ich nach einer weit umfassenderen gegenseitigen Öffnung der Japanologie und Sozialwissenschaften plädieren, als es bisher der Fall ist.

Uta Hohn

Stadt in Japan - eine interdisziplinäre Herausforderung für die gegenwartsbezogene, international vergleichende Stadtforschung

Evelyn Schulz hat in ihrem Referat bereits das weite, bislang unbestellte Feld einer Japan einbeziehenden internationalen Stadtforschung abgesteckt. Sie hat unser Augenmerk dabei vor allem auf den Claim der historischen Stadtforschung gelenkt und nicht nur Forschungsdesiderata aufgezeigt, sondern aus der Perspektive der Literaturwissenschaften auch auf bislang in der Stadtforschung viel zu wenig berücksichtigte Quellen wie Stadtführer, Feuilletonberichte u.ä. aufmerksam gemacht.

In meinem Koreferat möchte ich Ihnen nun zunächst den Claim der Stadtgeographie und Stadtplanung etwas näher bringen und dann versuchen, mögliche Vernetzungen zwischen den Claims der verschiedenen Disziplinen der Stadtforschung aufzuzeigen. Mein Referat versteht sich zugleich als Plädoyer, Japan endlich in gebührendem Maße in eine interdisziplinäre, gegenwartsbezogene und international vergleichende Stadtforschung einzubeziehen.

Lassen Sie mich beginnen mit einem aktuellen Erfahrungsbericht aus der eigenen Forschungspraxis, die sich notgedrungen durch eine doppelte Subjektivität auszeichnet, welche nach einer zweifachen Reflexivität verlangt. Da ist auf der einen Seite mein eigener individueller Zugang zum Thema "Stadt in Japan", auf der anderen die fachwissenschaftliche Annäherung aus der Perspektive der Stadtgeographie und Stadtplanung.

Zum eigenen Selbstverständnis: Ich möchte es etwas provokativ einmal so formulieren: Ich verstehe mich nicht in erster Linie als Japanforscherin und bin auch keine Grenzgängerin zwischen Geographie und Japanologie. Positiv gewendet heißt das: Ich bin eine Stadtgeographin und Grenzgängerin zu anderen an der Stadtforschung beteiligten Disziplinen und habe mich dabei in den vergangenen sieben Jahren schwerpunktmäßig mit Japan befaßt. Ergebnis dieser Beschäftigung ist eine im Sommer 1998 abgeschlossene Habilitationsschrift mit dem Titel "Stadtplanung, Stadterneuerung und Stadtumbau in Japan: Planungsgeschichte, Planungsrecht, Planungspraxis und planungstheoretische Reflexionen".

Die Wurzel meines fachlichen Erkenntnisinteresses ist also die geographische Stadtforschung, aus der heraus sich der vergleichende Blick dann auf ein bestimmtes Land, in meinem Fall auf Japan gerichtet hat. Es ging mir in meiner Arbeit darum, im Spannungsfeld einer reflektierten Dialektik aus interkultureller Outsider-Perspektive und Distanz sowie allmählich wachsender Vertrautheit und Nähe Stadtplanung in Japan auf der Basis eines kritisch-hermeneutischen Wissenschafts- und regionalgeographischen Forschungsansatzes im Sinne einer Planungshermeneutik zu analysieren.

Diese Planungs hermeneutik zielt darauf ab, Stadtplanung zu verstehen

- in ihrer historischen, soziokulturellen und sozioökonomischen Verankerung,
- in ihrer politischen wie ökonomischen Beeinflussung,
- in ihrem institutionellen, rechtlichen, methodischen und instrumentellen Handlungsrahmen,
- in ihrer Abhängigkeit von den Interessen und Machtbalancen der verschiedenen Akteure,
- in ihren Entscheidungsabläufen und ihrem Wechselspiel aus geplanten wie ungeplanten Prozessen,
- in ihrer Beeinflussung durch vorgegebene raumstrukturelle wie raumfunktionale Rahmenbedingungen,
- in ihrer Verankerung und Ausformung auf der städtischen Mikro-, Meso- und Makroebene sowie
- in ihrer Verknüpfung zwischen diesen verschiedenen räumlichen Maßstabsebenen.

Eine solche Herangehensweise sollte es ermöglichen, die städtebaulichen Resultate von Planung zu demaskieren, hinter die Fassaden zu sehen und die naive Hermeneutik zu überwinden, mit der nicht nur laienhafte westliche Besucher, sondern auch viele Wissenschaftler ihre Eindrücke von japanischen Städten immer noch zu verarbeiten pflegen.

Während ich versuchte, diesem komplexen, vielschichtigen und multiperspektivischen Ansatz gerecht zu werden, empfand ich eine zunehmende Nähe zu meinen geographischen Ur-, Ur-Großvätern wie Alexander von Humboldt (1769-1859) oder Ferdinand von Richthofen (1833-1905), denn mir wurde rasch klar, forschungsmäßig eine Terra incognita betreten zu haben. Die Literaturlage ist, was das jüngere Schrifttum in englischer oder gar deutscher Sprache zum Thema Stadtplanung in Japan anbelangt, als erbärmlich zu bezeichnen. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf die Quantität, sondern sehr häufig auch in bezug auf die Qualität der Arbeiten. Ich möchte daher die bereits von Evelyn Schulz vorgetragene Kritik an der extremen Diskrepanz zwischen der Relevanz einer Stadtforschung über Japan und der derzeitigen Literaturlage nachdrücklich unterstreichen und vor allem mit Blick auf die Forschungsdefizite über die japanische Stadt der Gegenwart Fujita und Hill zitieren, die ihren 1993 herausgegebenen Sammelband "Japanese Cities in the World Economy" wie folgt eingeleitet haben:

"Japan is the world's second most powerful economy and one of the most urbanized nations on earth. Yet the English-language urban literature has relatively little to say about cities in Japan. This omission seems all the more striking when one contemplates

the intriguing questions Japanese urban development raises for social theory and comparative urban research.”¹

Etwas zu relativieren ist die grundsätzliche Kritik an der Qualität der Publikationen zum Themenfeld “gegenwartsbezogene Forschung über die Stadt in Japan” im Hinblick auf den 1994 von Philip Shapira, Ian Masser und David Edgington herausgegebenen Sammelband “Planning for Cities and Regions in Japan”, der Aufsätze zusammenfaßt, die zum größten Teil bereits zuvor in der renommierten britischen Fachzeitschrift “Town Planning Review” publiziert worden waren. Allerdings muß kritisch angemerkt werden, daß keiner der Beiträge bis auf die städtische Mikroebene vordringt. Ähnlich wie Fujita und Hill stellen auch Shapira, Masser und Edgington in ihrer Einleitung fest:

*“With some notable exceptions, Japanese urban development has attracted much less attention from outside observers than Japanese business, industrial and technological development. This is certainly remarkable since the scale of the country's urban growth over the last forty years is in many ways on a par with that of its economic growth. During this period Japan's urban population has more than quadrupled from 20 million to over 90 million. Now, 45 per cent of Japan's population lives in one of the three massive urban concentrations associated with Tôkyô, Nagoya and Ôsaka (...) In quantitative terms, it is arguable that Japan has gone through the same stages of urban growth during the last forty years that Britain went through in the hundred and fifty years between 1800 and 1950.”*²

Können die beiden genannten Sammelbände jedem an Fragen der Stadtentwicklung in Japan Interessierten zur Lektüre empfohlen werden, trifft dies auf den 1998 von P.P. Karan und Kristin Stapleton unter dem vielversprechenden Titel “The Japanese City” herausgegebenen Band nur unter Vorbehalt zu. Er wendet sich an den “intelligent layman”, doch dürften selbst diesem die Fehler, Oberflächlichkeiten und leichtfertigen Wertungen nicht verborgen bleiben, mit denen viele der Beiträge behaftet sind. Ein Beispiel zum Thema Flächennutzungszonierung: Während Fujita und Hill noch gar nicht registriert haben, daß die Zahl der Hauptflächennutzungszonen durch die Reform des Stadtplanungs- und Baunormengesetzes 1992 von acht auf zwölf erhöht worden ist, verlegt Callies die Gesetzesreform ins Jahr 1994, benennt die jetzige Zahl der Flächennutzungszonen mit 11 und behandelt das Fallbeispiel Hiroshima auf der Grundlage der alten Untergliederung in acht Hauptzonen, obgleich die Stadt Hiroshima bereits im März 1995 ihre Publikation “Town Planning in Hiroshima” überarbeitet hat, in der die neue Einteilung in 12 Zonen dokumentiert ist. Beizupflichten ist Karan allerdings,

¹ FUJITA, Kuniko; HILL, Richard Child (Hg.) (1993): Japanese Cities in the World Economy. Philadelphia, 311 S., S. 3.

² MASSER, Ian; SHAPIRA, Philip; EDGINGTON, David W. (Hg.) (1994): Planning for Cities and Regions in Japan. Liverpool, 203 S. S. 1. = Town Planning Review Special Studies, Nr. 1.

wenn auch er die katastrophal schlechte aktuelle Literaturlage zum Thema “Stadt in Japan” beklagt:

“Despite the size of Japan’s economy and the long history of urban life in that society, very little has been published recently in English (or, one might add, in the other European languages) on the Japanese city.”³

Da japanische Sprachkenntnisse für ein wissenschaftliches Arbeiten über die “Stadt in Japan” ein unabdingbares Werkzeug darstellen oder darstellen sollten, liegt eine der Ursachen für die geringe Quantität wie Qualität wissenschaftlicher Beiträge über die gegenwärtige Stadt in Japan aus der Feder von Nicht-Japanern sicher in der Sprachbarriere begründet. Zu nennen ist als Grund für die geringe Quantität wissenschaftlicher Studien aber auch die bis heute in der internationalen Stadtforschung vorherrschende Euro-, vor allem aber US-Zentriertheit, die zugleich einen Imperialismus westlicher Theorien hervorgebracht hat.

Bei der Ursachenforschung für die mangelhafte Qualität vieler Beiträge zur Stadt in Japan stoßen wir dann zunächst wieder auf das Sprachproblem. So stützen sich viele Autoren auf Grund fehlender japanischer Sprachkenntnisse auf englischsprachige Sekundärquellen, die häufig bereits mit Fehlern behaftet sind. Allerdings sollte diese Feststellung nicht zu der Schlußfolgerung verleiten, daß brillante japanische Sprachkenntnisse bereits eine ebenso brillante wissenschaftliche Analyse garantieren - würde dies doch bedeuten, daß sich ein Japanologe ohne intensives, jahrelanges Studium der Stadtgeographie, Stadtplanung, Stadtsoziologie oder Architektur auf dem jeweiligen Gebiet erfolgreich betätigen könnte. Letzteres ist sicher nicht der Fall. Es gibt nämlich weitere Fallstricke. So laufen Autoren, die sich mit Japan beschäftigen, ohne in der internationalen Stadtforschung und der Forschungsdebatte zur Stadt im eigenen Kulturraum bewandert zu sein, Gefahr, zu stark idiographisch zu arbeiten und dabei vermeintliche Einzigartigkeiten herauszustellen und überzubetonen. Nur wer sich mit dem Eigenen intensiv auseinandergesetzt hat, kann das Andere erforschen und mit dem Eigenen vergleichen. Umgekehrt gibt es Autoren, die glauben, auch ohne eigene tiefgründige Forschungstätigkeit vor Ort Aussagen zur Übertragbarkeit von im Westen produzierten Theorien zur Stadtentwicklung auf Japan treffen zu können.

Aus dem Gesagten leitet sich das folgende Qualifikationsprofil für eine Person ab, die sich im Segment Stadtgeographie und Stadtplanung forschungsmäßig mit Japan beschäftigen möchte. Notwendig sind fundierte japanische Sprachkenntnisse, Kenntnisse der allgemeinen Stadtforschung und Stadtplanung sowie Vertrautheit mit der japanischen Stadtentwicklung und Stadtplanung durch längere Forschungstätigkeiten vor Ort. Unabdingbar ist ferner der Aufbau eines engen Netzwerks zu Vertretern aus der Wissenschaft und Praxis der Stadtplanung nicht nur innerhalb Japans, sondern auch im eigenen Land und möglichst noch darüber hinaus.

³ KARAN, P.P.; STAPLETON, Kristin (Hg.) (1998): The Japanese City. Lexington, Kentucky, 250 S., S. 1.

Aus dem aufgezeigten Qualifikationsprofil ist unschwer ableitbar, daß die Zahl der sich mit Japan beschäftigenden Stadtforscher, die diesem Profil entsprechen, klein bleiben wird. Die Mitstreiter innerhalb der eigenen Fachdisziplin - dies gilt sicher nicht nur für die Stadtgeographie - sind derzeit im eigenen Land an einer Hand abzuzählen, international vielleicht an zwei Händen. Wegen der geringen Kooperationspotentiale innerhalb der Einzeldisziplinen ist mit Blick auf das Themenfeld "Stadt in Japan" die Realisierung von Interdisziplinarität auf dem Gebiet der gegenwartsbezogenen vergleichenden Stadtforschung um so dringlicher.

1. Zu den Chancen und Grenzen einer interdisziplinärer Stadtforschung unter Einbeziehung Japans

Als Stadtgeographin würde ich mir vor allem eine intensivere Zusammenarbeit mit Stadtsoziologen, Stadtökologen, Stadtökonomien, Planungsrechtsexperten, Stadtplanern, Architekten und solchen Stadthistorikern wünschen, die gegenwartsbezogene Fragestellungen behandeln. Interdisziplinär organisierte Projekte eröffnen die Chance, gegenseitig und zum Nutzen des Gesamtprojekts voneinander zu lernen, wobei je nach Teilfragestellung eine Disziplin zur "Dienstleistungswissenschaft" für die anderen wird. Es geht nicht zuletzt auch im Bereich der Methoden um intelligente Arbeitsteilung - schon aus Gründen der Arbeitsökonomie. So werde ich als Stadtgeographin sicher nicht die von Evelyn Schulz angesprochene quellenkritische Analyse von Reiseführern der 20er Jahre oder sonstiger Literatur in meinen Methodenkanon aufnehmen. Ihre Ergebnisse können aber durchaus auch dem an aktuellen Stadtentwicklungsprozessen interessierten Forscherkreis wichtige Erkenntnisse vermitteln, wenn es z.B. um Fragen der Wahrnehmung und Deutung von Stadt, um den Aufbau von mental maps und Images oder um erfolgversprechendes Stadtmarketing geht.

Ein anderes Beispiel: Anfang 1997 wurde ich als Stadtgeographin in das BMBF-Projekt "Baudenkmalpflege in Japan und Deutschland" eingebunden. Meine "Dienstleistung" bestand seinerzeit darin, die übrigen Teilnehmer in das japanische Stadtplanungssystem einzuführen. Umgekehrt schärften die Denkmalpfleger und Architekten meinen Blick auf einzelne Bauwerke und architektonische Details, die der Geograph normalerweise im Wortsinne übersieht. Es fällt allerdings häufig aufgrund der durchlaufenen fachspezifischen wissenschaftlichen Sozialisation nicht leicht, das eigene Forschungsgebiet nicht als Nabel der wissenschaftlichen Welt zu betrachten. Echte Interdisziplinarität fordert von jedem Wissenschaftler in mehr oder weniger großem Maße die Überwindung von disziplinären Eitelkeiten sowie von Vorurteilen und Berührungängsten gegenüber Nachbardisziplinen. Sie verlangt vom einzelnen Forscher ein hohes Maß an Toleranz und Offenheit gegenüber unterschiedlichen Fragestellungen und Methoden der Erkenntnisgewinnung. Zwar sind in unserer postmodernen Wissenschaftslandschaft derzeit die Chancen groß, mittels Brückenschlägen über Disziplingrenzen hinweg zum Abbau des "Tatewari"-Charakters in der Stadtforschung beizutragen, doch stößt Interdisziplinarität da an ihre Grenzen, wo die Schnittmenge gemeinsamen Forschungsinteresses zu klein wird. Interdisziplinarität muß daher vom

wechselseitigen Interesse der Forscher an einem Thema getragen sein. Gemeinsame Projekte bedürfen einer großen intrinsischen Motivation aller Beteiligten. Problematisch ist die Lage daher immer dann, wenn Interdisziplinarität zunächst von außen institutionalisiert wird und erst danach in einem geschlossenen Kreis die Suche nach einem gemeinsamen Thema beginnt. Interdisziplinarität verspricht nur dann hohen Ertrag, wenn jeder Beteiligte sein eigenes Forschungsinteresse einbringen und sich zugleich von den Beiträgen der anderen Impulse für die eigenen Forschungen erhoffen kann. Dagegen stößt sie dort an ihre Grenzen, wo die Themen zu heterogen werden. Eine solche Erfahrung mußte ich als Convener der Sektion Urban and Environmental Studies im Rahmen der EAJS-Tagung 1997 in Budapest machen. Ein Referat mit dem Titel "Culture and Power or the Case of the Heian Capital" stieß trotz seiner von anwesenden Historikern bestätigten hohen wissenschaftlichen Qualität bei der Mehrzahl der übrigen, an Gegenwartsfragen interessierten Teilnehmer auf reges Desinteresse, und nicht von ungefähr werden die Beiträge dieser Sektion nun in zwei getrennten Publikationen veröffentlicht, von denen die eine historische Fragestellungen aufgreift, während die andere dem aktuellen Themenfeld des "Machizukuri" gewidmet ist. Ertragreiche Interdisziplinarität zum Themenfeld Stadt in Japan ist nur auf der Basis von Themennetzwerken möglich, die nicht zu weit geknüpft sein dürfen, soll gegenseitige Befruchtung und vertiefte Diskussion über Disziplinengrenzen hinweg möglich sein. Das "Machizukuri" ist ein Beispiel für ein derartiges gegenwartsbezogenes Themenfeld in der Stadtforschung zu Japan, das einer multiperspektivischen, interdisziplinären Betrachtungsweise nicht nur zugänglich ist, sondern geradezu nach ihr verlangt.

2. Zur Relevanz einer gegenwartsbezogenen Stadtforschung unter Einbeziehung Japans

Ohne die Relevanz historischer Forschung zum Thema "Stadt in Japan" in Frage stellen zu wollen - ich selbst habe Geographie und Geschichte studiert - so ist doch zu konstatieren, daß ein Nachholbedarf vor allem auf dem Gebiet der gegenwartsbezogenen Auseinandersetzung mit der Stadt in Japan existiert. Ganz ohne Zweifel ist die eingehende Beschäftigung mit der Vergangenheit eine Grundvoraussetzung zum Verständnis gegenwärtiger Stadtentwicklungsprozesse, und selbstverständlich ist die Planungsgeschichte das unabdingbare Fundament jeder Planungstheorie. Für Ishida Yorifusa, Planungshistoriker, -theoretiker und -praktiker in einer Person, sind daher auch planungstheoretische Forschung und historische Forschungsmethoden untrennbar miteinander verbunden. Doch reicht die Beschäftigung mit der Planungsgeschichte allein nicht aus. Nur derjenige - so Ishida - der sich zugleich intensiv mit der Planungspraxis und ihren vielfältigen Rahmenbedingungen auseinandergesetzt habe, sei in der Lage, eine tragfähige Planungstheorie zu entwickeln und gegebenenfalls die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels aufzuzeigen.⁴ Voraussetzung zur Entwicklung einer Planungs- wie Stadtentwicklungstheorie ist somit nicht nur das vorherige Aufdecken der historischen, sondern auch der jeweils aktuellen politischen, rechtlichen,

⁴ ISHIDA, Yorifusa (1994): Toshi-keikaku to toshi-seikatsu (Stadtplanung und städtisches Leben). Tôkyô, 75 S., S. 64. = Jichitai kenkyûsha, 9.

ökonomischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen. Planungsgeschichtsforschung sollte daher bei der Auswahl ihrer Themenstellung möglichst um einen Bezug zur Gegenwart bemüht sein.

Ein spannendes Themenfeld, das dringend nach einer solchen interdisziplinären und international bzw. interkulturell vergleichenden Bearbeitung verlangt, wäre z.B. die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Planungskulturen und die Analyse ihrer historischen, politisch-sozialen und soziokulturellen Hintergründe. Interessant wäre auch eine Beschäftigung mit der Rolle Japans im Transfer exogener und endogener Planungstheorien, städtebaulicher Leitbilder und Planungsinstrumente in Ost- und Südostasien im 20. Jh.

Mit der Frage, welchen Beitrag leistet die Stadtforschung zur Lösung aktueller städtischer Probleme, zur Gestaltung von Zukunft, und zum verbesserten theoretischen Verständnis von Stadt, möchte ich unser Augenmerk auf den gesellschaftlichen Legitimationsbedarf von Wissenschaft lenken. Wissenschaft besitzt eine gesellschaftliche Verantwortung und damit nicht das Recht, sich in Elfenbeintürme zurückzuziehen. Durch Steuergelder finanzierte Wissenschaftler - dies ist meine persönliche Meinung - haben Rechenschaft über die Relevanz ihrer Forschungen abzulegen und dürfen nicht primär mit Hinweis auf einen zu erwartenden allgemeinen Erkenntnisgewinn unter dem Deckmantel der Wissenschaft ihren persönlichen Hobbys frönen. So ist die Stadtforschung derzeit z.B. herausgefordert, sich vorrangig in der Diskussion um eine nachhaltige Stadtentwicklung zu engagieren und hier ihre Kompetenz unter Beweis zu stellen. Das Spektrum an brachliegenden Forschungsthemen mit Gegenwartsbezug auf dem Gebiet der Stadtforschung ist mit Blick auf Japan riesig. Die Potentiale für eine Japan einbeziehende international vergleichende Stadtforschung sind daher beträchtlich, doch bislang weitgehend unerschlossen.

3. Zu den Potentialen und Themenfeldern einer international vergleichenden Stadtforschung unter Einbeziehung Japans

Die mehrheitlich noch ungenutzten Potentiale einer vergleichenden Stadtforschung liegen zunächst einmal auf bilateralem Gebiet. Forschungskoperationen sind dann für beide Seiten besonders erfolgreich, wenn sie auf einem gegenseitigen Geben und Nehmen der Partner gründen. Die schon als Voraussetzung für eine gelungene interdisziplinäre Zusammenarbeit genannte intrinsische Motivation ist für eine inner- wie interdisziplinäre Kooperation zwischen Wissenschaftlern zweier oder mehrerer Staaten genauso unabdingbar. Dabei beruht das Finden geeigneter Kooperationspartner zugegebenermaßen zu Anfang nicht selten auf einem Zu- bzw. Glücksfall. Ich möchte Ihnen von einem solchen Glücksfall berichten. Während meiner Recherchen in Japan machte ich auf einer Tagung die Bekanntschaft eines japanischen Spezialisten für alle Deutschland betreffenden Stadtplanungsfragen, der seinerzeit in leitender Position im Building Research Institute des Bauministeriums tätig war und heute den Lehrstuhl für Policy and Planning Sciences an der Universität Tsukuba inne hat. Es entwickelte sich eine enge Forschungskoperation, in die beide Partner ihre tiefgründigen Kenntnisse der

Stadtplanung im eigenen Land, ihre dortigen Kontakte und ihr Forschungsinteresse an der Situation im jeweils anderen Land einbrachten. Weitere Glücksfälle kamen hinzu. So entstanden im Auftrag des japanischen Bauministeriums u.a. vergleichende Studien zum Problem der Sicherung oder Rückgewinnung der Wohnfunktion in Innenstädten und zur Flächennutzungsplanung sowie im Auftrag der Housing & Urban Development Corporation ein Gutachten zur Rolle und Bedeutung der HUDC für die japanische Wohnungs- und Stadtentwicklungspolitik auf der Basis einer Analyse des genossenschaftlichen und sozialen Wohnungsbaus in Westdeutschland nach dem 2. Weltkrieg. Da die japanischen Partner wissenschaftliche Arbeit und praktische Tätigkeit vor Ort in vorbildlicher Weise miteinander verbinden, geht es in den Kooperationen auch immer wieder um angewandte Forschung. So zeigte die japanische Seite z.B. Interesse am deutschen Kurorte-Konzept, als es um die Erstellung eines Entwicklungskonzepts für Yunotsu, eine alte Hafenstadt mit Onsen-Tourismus und einem schutzwürdigen Ortsbild ging.

Neben diesen Beispielen aus dem Bereich angewandter Wissenschaft möchte ich auch auf die Potentiale hinweisen, die auf dem Gebiet einer vergleichenden Auseinandersetzung mit Planungs- und Stadtentwicklungstheorien schlummern. Die größte Herausforderung und Chance liegt hier in der Überwindung des westlichen Theorienimperialismus und der US-Zentriertheit der Stadtforschung. Lassen Sie es mich mit den Worten Watanabes so ausdrücken:

“The Western planning system, which has been widely accepted as the planning system, must, in a sense, be 'relativized'. In other words, it is necessary to identify the particularity, not the universality, of the planning systems in the U.S. and Europe.”⁵

Die große Herausforderung und Bewährungsprobe für die gegenwartsbezogene und international vergleichende Stadtforschung am Beginn des 21. Jh.s stellt derzeit ohne Zweifel das Paradigma einer ökonomisch, ökologisch, sozial und kulturell nachhaltigen Stadtentwicklung dar. Nicht nur in diesen internationalen wissenschaftlichen Diskurs muß “Stadt in Japan” intensiv eingebunden werden.

Ich komme zum Schluß:

“Grenzgänge - Quo vadis sozialwissenschaftliche Japanforschung” - unter diese Fragestellung haben die Organisatoren der Tagung den heutigen Vormittag gestellt. Es wäre schön, wenn es Evelyn Schulz und mir gelungen wäre, mit unseren Ausführungen aus innen- bzw. außenbürtiger Perspektive einen Wegweiser aufzustellen, der zu einer vielfältigen, inner- wie interdisziplinären wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema “Stadt in Japan”

⁵ WATANABE, Shunichi (1980): Planning history in Japan. Urban History Yearbook, S. 63-75, S. 63.

herausfordert und auf neue, bislang unausgetretene Pfade einer vergleichenden Stadtforschung verweist.

Autorinnen und Autor

Dr. Günther Distelrath arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsstelle Modernes Japan der Universität Bonn.

Dr. habil. Uta Hohn arbeitet als Hochschuldozentin am Institut für Geographie der Gerhard-Mercator-Universität - Gesamthochschule Duisburg.

Anne Sey, M.A., arbeitet als *research fellow* an der Nijmegen Business School der Katholischen Universität Nijmegen.

Dr. Evelyn Schulz arbeitet als Oberassistentin am Ostasiatischen Seminar, Abt. Japanologie, der Universität Zürich.

Nachfragen und Anregungen zu den Beiträgen sind herzlich willkommen. Bitte wenden Sie sich an die Autorinnen und den Autor:

*Dr. Günther Distelrath
Universität Bonn
Forschungsstelle Modernes Japan
Konviktstr. 4
53113 Bonn*

distelrath@uni-bonn.de

*Dr. habil. Uta Hohn
Gerhard-Mercator-Universität
- Gesamthochschule Duisburg
FB 6 Geographie
Lotharstraße 1, MG
47048 Duisburg*

hohn@unidui.uniduisburg.de

*Dr. Evelyn Schulz
Universität Zürich
Ostasiatisches Seminar, Abt. Japanologie
Zürichbergstr.4
CH-8032 Zürich
Schweiz*

schulz@oas.unizh.ch

*Anne Sey, M.A.
Katholieke Universiteit Nijmegen
Nijmegen Business School
Thomas von Aquinostraat 1
P.O. Box 9108
NL-6500 HK Nijmegen
Niederlande*

A.Sey@bw.kun.nl

